

auf-
genommen

NEUE ZEIT



FRIEDENSKAMPF NACH REYKJAVIK

Der erste Versuch, eine große Friedensbewegung zustande zu bringen, wurde in dem unheilschwangeren Jahr 1932 gemacht. Auf einen Appell der großen Humanisten Henri Barbusse und Romain Rolland kam in Europa eine Friedenskampagne in Gang. Der Idee der französischen Schriftsteller, einen internationalen Antikriegskongreß einzuberufen, schlossen sich der Russe Maxim

Gorki, die Deutschen Heinrich Mann und Albert Einstein, die Amerikaner Theodore Dreiser und Upton Sinclair, der Engländer Bertrand Russell und der Japaner Sen Katayama an. Ihrem Ruf folgten Hunderttausende in vielen Ländern.

Der Kongreß begann am 27. August in Amsterdam. 2200 Delegierte aus 29 Ländern und Hunderte von Gästen suchten nach Mitteln und Wegen, den Faschismus aufzuhalten und einen Kriegsbrand zu verhindern. Auf dem Boden des Antikriegsprogramms vereinigten sich Kommunisten, Sozialdemokraten, bürgerliche Demokraten, Christen, Pazifisten und

In den ersten Reihen der Kämpfer gegen die Kriegsgefahr stand der deutsche antifaschistische Künstler John Heartfield (1891—1968). Von ihm stammt die Fotomontage „Wollt ihr wieder fallen, damit die Aktien steigen!“ (1932)



Leute, die sich aus politischen Strömungen heraushielten. Die sowjetische Delegation, der die Regierung der Niederlande die Einreise verweigert hatte, sprach über Rundfunk zum Kongreß.

Bei seiner Schließung

Waldo Frank, Ilja Ehrenburg und Henri Barbusse im Präsidium des I. Weltkongresses der Schriftsteller zum Schutz der Kultur, Paris 1935

sagte Barbusse: „Sein Vorzug besteht darin, daß er die Frage des Krieges auf die Erde heruntergeholt, daß er sie als eine Frage verblutender Menschen gestellt hat.“ Er bildete ein Internationales Antikriegskomitee. Dessen Mitglieder waren er selbst, John Bernal, Maxim Gorki, Romain Rolland, Sen Katayama, Jelena Stassowa, Clara Zetkin und Albert Einstein. Eine starke Kohorte guten Willens!

Neben dem Kongreß tagten eine Gewerkschafts- und eine Frauenkonferenz, eine Beratung von Bauerndelegierten, von Pazifisten, Jugendlichen, Schriftstellern und Ärzten. Sie sagten ganz entschieden „Nein!“ zum Krieg, brandmarkten die bössartigen Verleumdungen von einem „roten Imperialismus“ und sprachen sich mit Wertschätzung über die Friedensliebe der UdSSR aus.

Damals konnten die Friedenskräfte nicht verhindern, daß der Faschismus den Krieg anzettelte. Schuld daran waren nicht zuletzt diejenigen, die dem Ruf des VII. Komintern-Kongresses nicht folgten, die Spaltung in den Reihen der Werktätigen zu beheben, die also das Zustandekommen einer einheitlichen Volksfront gegen Faschismus und Krieg verhinderten. Das mußte die Menschheit teuer bezahlen. Wir haben kein Recht, die tragischen Lehren jener Jahre in den Wind zu schlagen.

Fortsetzung des Abrisses der Geschichte der Antikriegsideen und Friedenskämpfe (s. Heft 1, 4, 6, 14, 17, 21, 24, 28, 30, 33, 37 und 4

SCHWARZER HUMOR IM WEISSEN HAUS

"Die Bewegung der Friedensfreunde muß in Ronald Reagan ihren besten Freund sehen", sagte George Shultz dieser Tage. Das ist der Satz der Woche, ja der Satz des Jahres. Unser Kompliment, Herr Außenminister!

Der Satz der Woche deshalb, weil er eine Art Fazit aus der Arbeit des Präsidenten in Reykjavik zieht. Sofern wir uns erinnern, war der Außenminister am Abend des 12. Oktober, gleich nach Abschluß des Gipfels, recht pessimistisch in seinen Urteilen, aber nachdem er die Sache, wie er sich ausdrückte, "überschlafen" hatte, entdeckte er unerschöpfliche Begeisterungsquellen in sich. Uns erscheinen allerdings andere Urteile realistischer:

"Daß das Star-War-Programm alle Anstrengungen im letzten Moment zunichte machte, ist eine Tragödie." Denis Healey, Außenminister im Schattenkabinett der britischen Labours.

"Wir haben die Chance einer ganzen Generation versäumt." James Schlesinger, Ex-Verteidigungsminister der USA.

Der Gedanke an eine Freundschaft Herrn Reagans mit der Friedensbewegung dürfte nicht nur in dieser Woche grotesk wirken.

Ein Präsident, der sich über die Friedenskämpfer so oft verächtlich äußerte und ihre Aktionen der Wühlätigkeit gleichsetzte; ein Präsident, der hinter dem Rücken jedes Manifestanten gegen den Krieg den Teufel des Kommunismus grinsen sieht; ein Präsident, für den selbst das Millionenmeeting im New-Yorker Central Park das Treiben unsichtbarer Roter war — ein solcher Präsident ein Freund der Friedensanhänger? Doch wohl zu kühner Gedankenflug.

Nicht daß wir aus ideologischen Gründen argwöhnisch wären. Aber gewisse Handlungen sprechen ihre deutliche Sprache.

Eine Politik, die an der militärischen Stärke so sehr hängt, daß selbst Raketen "Friedensstifter" genannt und ein U-Boot auf den "Leib Christi" getauft wird, kann nicht den Menschen freund sein, die den Sinn ihrer Existenz im Kampf für Entspannung und Abrüstung sehen.

Eine Politik, für welche Nuklearexplosionen unverzichtbar sind, kann keinen Anspruch auf die Freundschaft mit Menschen erheben, die den Teststopp fordern.

Eine Politik, die die besten Ressourcen der Nation der verderblichen Vision der "Sternenkriege" aufzuopfern bereit ist, kann nicht den Menschen freund sein, die von einem ruhigen Leben auf der Erde träumen.

Eine Politik, die mit dem Wettrüsten verlobt und mit dem Rüstungsgeschäft verschwägert ist, wird keine Freunde unter den Friedenskämpfern finden.

POST

Ich, der ich die Leiden des Krieges durchgemacht habe, bin zutiefst davon überzeugt, daß die Friedenspositionen Michail Gorbatschows, die er bei dem Gipfeltreffen in Reykjavik vertrat, prinzipiell und richtig sind. Ebenso wie Michail Gorbatschow meine ich, daß die amerikanische Seite offenbar die historische Chance verpaßt, endlich eine Vereinbarung über ein Verbot der Atomwaffen zu erzielen. Leider war der Chef des Weißen Hauses in Reykjavik nicht bereit, prinzipielle Fragen souverän zu lösen.

N. KALITIN

Leningrad,
RSFSR

Die Erde unter einer tödlichen Last... Als ich mir die Zeichnung auf dem Umschlag von Heft 38/86 ansah, verstand ich, daß jene recht haben, die meinen, daß sich selbst ein "begrenzter" Nuklearkrieg verheerend auswirken würde.

Bisweilen vergleichen Wissenschaftler die Erde mit einem Vogelei. Die Dicke der Erdrinde entspricht proportional der der Eierschale, die relativ leicht durchschlagen werden kann. Eine durchaus reale Gefahr.

N. KOROWJAKOW
Tula, RSFSR

Ihre Zeitschrift widerspiegelt das Leben objektiv, ohne Verleumdungen oder Lügen, wie das in gewissen westlichen Medien gang und gäbe ist. Die Menschen sind der antikommunistischen Hetze überdrüssig, sie erwarten eine eindeutige und ehrliche Antwort auf die brennenden Fragen der Gegenwart. Das kennzeichnet insbesondere Ihre Zeitschrift.

Bah DAKITE
Niore, Mali

3
Appell aus Kopenhagen

6
Sechs sowjetische Regi-
menter
kehren aus Afghanistan
in die Heimat zurück

12
Die Welt nach Reykjavik

14
Das Issyk-Kul-Forum

18
Wie es
in Stockholm war

22
Das Schicksal ehemaliger
Saigon Offiziere

24
Differenzen
im Internationalen
Währungsfonds

25
Der Mensch — Beherr-
scher der Natur!

28
Für eine neue
Informationsordnung

30
Amerikanischer Preis
für sowjetische Künste-
rin

WORT DES RE-
DAKTEURS (1),
PANORAMA(8), POST,
ECHO(16), EXPRESS-
INFORMATION(23),
DISKUSSION MIT DEM
LESER(32).

TITELBILD:
Friedensmarsch in Mos-
kau

Foto: B. Sadwil

WARUM DER „GROSSE KOMPROMISS“ NICHT ZUSTANDE KAM

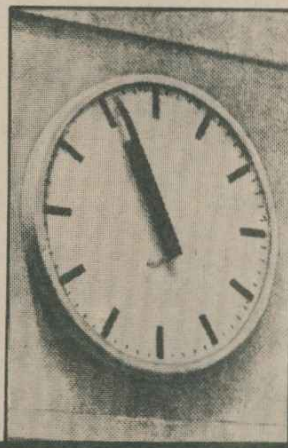
Warum ließ sich die UdSSR in Reykjavik auf so große Zugeständnisse ein? Fürchten die Amerikaner tatsächlich einen "Betrug", und warum geben sie die "Strategische Verteidigungsinitiative" nicht auf? Wer ist schuld daran, daß in der Villa "Höfti" konkrete Vereinbarungen nicht unterzeichnet wurden?

S. 12

DIE LEHREN VON STOCKHOLM

UdSSR-Delegationsleiter Oleg Grinewski berichtet, wie das Schlußdokument der Stockholmer Konferenz zustande kam

S. 18



HEIMKEHR

Reportage unseres Sonder-
korrespondenten aus Afgha-

nistan über die Rückkehr von
sechs sowjetischen Regimen-
tern in die Heimat

S. 6



IST DER MENSCH BEHERRSCHER DER NATUR?

Ohne ein neues ökolo-
gisches Denken kann unser
Planet zu einer Wüste
landschaft werden...

S. 2

„EMMY“ FÜR „PETER“

Der Preis der Amerik-
nischen Fernsehakademie gi-
an die sowjetische Kostü-
gestalterin Eleonora Maklak-
wa

S. 5

Chefredakteur: V. IGNATENKO

Redaktionskollegium: L. BESYMENSKI, S. GOLJAKOW, J. GUDKOW
[Verantw. Sekretär], A. LEBEDEW, A. PIN, B. PISTSCHIK [Stellv. Chefredakteur],
A. PUMPIANSKI [Stellv. Chefredakteur], V. TSCHERNJAWSKI [Stellv. Chefredakteur], V. ZOPPI
Gestaltung: A. GARANIN
Verantwortlicher Redakteur der deutschen Ausgabe: R. KRESTJANINOW

Unsere Sonderkorrespondenten Vitali IGNATENKO und Alexander LEBEDEV berichten aus Kopenhagen, wo der Weltkongreß aus Anlaß des Internationalen Friedensjahres beendet wurde.

KAMPF UND HOFFNUNG

"We shall overcome..." Dieses Lied, angestimmt von dem amerikanischen Sänger Larry Long, klang durch das ganze Bella-Kongreßzentrum...

Der Kongreß war abgeschlossen.

Gerade erst hatte man den Redner aus Nikaragua mit Beifall verabschiedet...

Die Delegierten unterzeichnen den "Appell von Kopenhagen", verfaßt von namhaften Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aus den Ländern der Sechsis von Delhi. Er verlangt, das nukleare Wettrüsten auf der Erde zu beenden und es im Weltraum zu verhindern...

Noch thront im Saal das Plakat "Die japanische Delegation dankt allen, die den Aufruf aus Hiroshima und Nagasaki für die Beseitigung der Nuklearwaffen unterstützt haben!"

Der Kongreß war abgeschlossen... Merkwürdig, sich das Bella-Zentrum leer, still vorzustellen. Wie viele Tage wurden hier leidenschaftlich stundenlange Diskussionen geführt.

Das große Foyer, aus dem sich die Delegierten auf alle Räume des hypermodernen Gebäudes verteilten. Thematische Zentren, Foren und Interessengruppen arbeiteten hier. Ferner konzentrierten sich hier die Pavillons, die Stände der nationalen Delegationen und internationaler Organisationen. Hunderte beeindruckender Antikriegsplakate, Flugblätter, Tabellen, Appelle. Und die kurze Notiz: "Maria, ich warte im Jugendklub auf dich..." Hier wurden Souvenirs, politische Bücher und Fotos verkauft. Der Erlös ging an den Kongreßfonds.

Der beste Raum wurde dem Frauenzentrum überlassen. Zu Zeiten von Thackeray hieß es: Der Krieg fordert Tribut von Männern wie von Frauen, doch er fordert von den einen Blut, von den anderen Tränen. Der moderne Krieg tötet alle ohne Unterschied.

Im größten Auditorium wurde der sowjetische Film "Briefe eines Toten" gezeigt. Die 600 Sessel reichten nicht — die Menschen saßen auf den Stufen. Anschließend antwortete der Schauspieler Rolan Bykow auf Fragen aus dem Saal. Genauer gesagt, waren es nicht einmal Fragen und Antworten. Es war ein Gespräch. Ein langes, philosophisches, menschliches Gespräch...

Und nun sind die Diskussionen, Dispute, der Austausch von Informationen und Erfahrungen abgeschlossen. Über 60 spezielle Begegnungen (außer den Gesprächen in den thematischen Zentren

und Diskussionsgruppen) fanden im Rahmen des Kongreßprogrammes statt. Daran nahmen über 1800 der 2500 registrierten Delegierten teil, informierte der Leiter des dänischen Vorbereitungskomitees, der Generalsekretär der Radikalen Linken Partei, Jens Clausager.

Auf der abschließenden Pressekonferenz sagte der Vorsitzende des Kongresses, Hermod Lannung: "Wir sind sehr zufrieden mit dem Kongreß. Er übertraf alle Erwartungen. Es gab hier eine umfassende, offene Diskussion, und sie muß zu aktiverem gemeinsamen Handeln führen. Hier wurden die Samen gesät, die reiche Ernte bringen werden."

Das Hauptthema

Während des Kongresses tauchte im Jugendklub eine ungewöhnliche Enquete auf. An der Wand hingen meterlange Bögen. Kein Tag verging, an dem die Veranstalter nicht neue Bögen befestigten. Zum Abschluß hatte sich eine solide Papierrolle gebildet.

Die Enquete enthielt den einen Satz "Die Kernwaffentests beenden!" Die rechte Seite war jenen vorbehalten, die dieser Forderung zustimmen, die linke jenen, die sie ablehnen. Rechts standen unzählige Unterschriften, links prangte einzig und allein der Namenszug "Ronald Reagan".

Die Jugendenquête widerspiegelte die Atmosphäre auf dem Kongreß. Die Haltung der US-Administration wurde allgemein scharf kritisiert.

Schon am ersten Kongreßtag veranstalteten die Mitglieder der sowjetischen und der amerikanischen Delegation eine gemeinsame Pressekonferenz. Einige ihrer Teilnehmer waren gerade erst aus Reykjavik gekommen und berichteten über ihre Eindrücke. Bezeichnenderweise bekundeten die Vertreter völlig unterschiedlicher amerikanischer Organisationen einmütig: Schuld daran, daß bei dem sowjetisch-amerikanischen Gipfeltreffen keine Ergebnisse erzielt wurden, trägt Präsident Reagan. Davon sprachen der amtierende Direktor des Komitees "Frauen für ein erfolgreiches Gipfeltreffen", Arden Cummings, der Exekutivdirektor der Bewegung "Bürger für eine vernünftige Nuklearpolitik", David Cortright, ein Leiter des Zentrums für Verteidigungsinformation, der ehemalige U-Boot-Kommandant James Bush.

Auf dem Kongreß war auch die Stimme der Westeuropäer laut zu ver-

nehmen. Aus dem Treffen in Reykjavik ziehen sie ihre Schlüsse.

"Haupthindernis für ein Abkommen über einen radikalen Abbau der Nuklearwaffen ist die SDI-Besessenheit Reagans", erklärte Ernie Roberts, Labourabgeordneter des britischen Parlaments.

Schon 60 Jahre gehört er der Friedensbewegung an. Er kann sich erinnern, wie schon vor dem zweiten Weltkrieg der britischen Öffentlichkeit die UdSSR als Feind suggeriert wurde. Doch der Feind war ein anderer. Nichtsdestoweniger wird auch heute die UdSSR als Feind hingestellt.

"Ich begreife nicht, warum Washington sich nicht zum Abkommen in Reykjavik bereitgefunden hat", erklärte der ehemalige Präsident Portugals, Feldmarschall Costa Gomes. "Natürlich braucht die Reagan-Administration SDI, um Waffen einer neuen Generation zu entwickeln und zu produzieren. Doch man darf nicht Gefangener einer Wahnsinnsidee der Jagd nach militärischer Überlegenheit sein. Die Sowjetunion schlägt einen realen, konkreten Ausweg aus der Sackgasse vor."

Murad Ghaleb, Ex-Außenminister Ägyptens, sagte uns: "Der Weg zu nuklearer Abrüstung wurde in den Vorschlägen Michail Gorbatschows klar gewiesen. Die 'Sternenkriegs'-Pläne müssen auf den Müllhaufen geworfen werden, und dann werden wirklich radikale Reduzierungen — sowohl der strategischen als auch der taktischen Nuklearwaffen — möglich, wird deren Beseitigung real. Auch das Ziel der Drosselung des konventionellen Wettrüstens wird greifbar. Sind ja die Entwicklungsländer sehr daran interessiert! Würde für die Waffenproduktion nicht jährlich eine Billion Dollar vergeudet, wie viele der akutesten Probleme der dritten Welt könnten schon heute gelöst sein!"

Und Steinunn Hardardóttir, Vertreterin des isländischen Frauenverbandes, erklärte:

"... Reagan ist in unserem Land bekannt, ihn haben wir oft im TV gesehen: Generalsekretär Michail Gorbatschow hingegen war uns wenig bekannt, doch das nur bis zu dem Augenblick, als er seine Fernsehpresserkonferenz gab. Jetzt haben viele Isländer ihn in ihr Herz geschlossen — für immer. Er, seine Gedanken, seine Argumente haben unser Vertrauen gefunden. Nach dem Auftreten Michail Gorbatschows entstand in unserem Land eine neue Qualität des Vertrauens zur

Sowjetunion und, was bemerkenswert ist, das Interesse am Friedenskampf nahm spürbar zu."

Das Treffen in Reykjavik stand im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit des Weltkongresses. Zudem demonstrierten die Kongreßdebatten, daß die Öffentlichkeit gegen "Sternenkriege" ist, sie fordert, daß sich die USA dem sowjetischen Moratorium für alle Nuklearexplosionen anschließen, verlangt ihre völlige Einstellung und tritt für schnellstmögliche Fortschritte zur nuklearen Abrüstung ein.

Warum heute!

Vor fünf Jahren veröffentlichte die Friedensbewegung Zahlen über die Rüstungsausgaben. Manche waren erstaunt, andere blieben gleichgültig. So wurden 1980 täglich bis zu 1,4 Md. Dollar für Rüstungsausgaben vergeudet. Diese Zahl ist geradezu unglaublich neben einer anderen: Zu Beginn der 80er Jahre besiegte die Menschheit endlich die Pocken, die jährlich bis zu 2 Millionen Menschenleben forderten. Diese Errungenschaft der Weltmedizin verlangte eine Summe, die den Rüstungsausgaben für ganze 5 Stunden entspricht. Heute geht das gleiche Geld in nur 2,5 Stunden in die Rüstung...

Die Hochrüstung und die astronomischen Waffenausgaben wurden immer wieder in den Reden der Delegierten geißelt. "Jeder der hier Anwesenden sitzt sozusagen auf drei Tonnen Tetryl — gerade soviel nuklearer Sprengstoff entfällt heute durchschnittlich auf jeden Menschen der Erde" (so ein Delegierter Dänemarks). "Stellte man alle Gelder, die in die Rüstung fließen, in Form von 1-Dollar-Noten dar, dann würde dieser Geldstapel bis zur Sonne reichen" (ein Delegierter Frankreichs).

Die astronomischen Rüstungsausgaben nehmen so sichtbare Gestalt an.

Zu Recht wurde bemerkt: Wir sind die erste Generation, die das Leben auf Erden zu vernichten vermag. Wir können auch die letzte Generation überhaupt sein.

Wir haben die Wahl.

"Unsere Anstrengungen sind heute besonders wichtig. Alles Übrige ist zweitrangig!", rief der Vorsitzende des Weltkongresses, Hermod Lannung, auf der Plenarsitzung aus. "Es ist unsere Pflicht, allen bewußt zu machen, wie unumkehrbar die Folgen eines Nuklearkrieges wären... Abrüstung heute ist nichts anderes als die unabdingbare Voraussetzung dafür, daß die Zivilisation, daß die Menschheit überleben..."

Die Redner erklärten: Es gibt heute nichts Wichtigeres als die Beseitigung der Nuklearkriegsgefahr. Von der Lösung dieses Problems hängt unmittelbar auch die Lösung anderer Fragen ab — der Nahrungsmittelversorgung, ökonomischer; energiewirtschaftlicher und anderer Aufgaben. Viele dieser Probleme, die die Lebensinteressen aller Länder und Völker berühren, können nur gemeinsam von allen Staaten gelöst wer-

den. So ergibt sich eine Interdependenz zwischen Abrüstung und Entwicklung.

Wir, die wir an dem Kongreß als dessen Delegierte teilnahmen, spürten deutlich die Stimmungen der Menschen aus 136 Ländern: Für die Festigung des Friedens überall mit verstärktem Einsatz zu kämpfen und den Frieden nicht nur als die Abwesenheit von Krieg zu betrachten, sondern als gerechte, ja die einzig mögliche Form der internationalen Beziehungen.

Wer ist dagegen!

Ein solcher Verlauf des Kongresses stieß auf Widerstand. Die Provokationen auf verschiedenen Etappen des Forums schienen von gewissen Kräften dirigiert zu sein.

Morgens und abends "begrüßten" Vertreter der afghanischen Konterrevolutionäre die Delegierten vor dem Bella-Zentrum.

Ein offener Versuch, die Atmosphäre zu vergiften, wurde bereits bei der Eröffnung unternommen. Zwei Rowdies stürmten unerwartet das Podium und entfalteten direkt vor dem Tisch des Präsidiums in Sekundenschnelle ein Spruchband "Das ist der Friedenskongreß des KGB". In dem Saal mit den ca. 3000 Anwesenden artikulierten sich Empörung gegen die Provokateure. "Faschisten!", "Fort mit der CIA!", riefen die Delegierten... Unter dem Beifall des Saals stießen dänische Aktivisten die Rowdies vom Podium und beförderten sie aus dem Saal.

Eine ähnliche Provokation wiederholte sich auch beim feierlichen Abschluß des Kongresses. Später stellte sich heraus, daß die Provokateure mit falschen Passierscheinen in das Bella-Zentrum eingedrungen waren. Den Dokumenten zufolge, die einige Angreifer bei ihrer überstürzten Flucht verloren hatten, führen die Spuren insbesondere zur Jugendorganisation der dänischen Konservativen. Zudem sind einige der gefundenen Dokumente und Flugblätter bundesdeutscher und britischer Herkunft. Die Schläger vermochten aber nicht ihr vorbereitetes Tränengas einzusetzen.

Der Kongreß wurde nicht nur durch massive Provokationen gestört. Auch flexibler, weniger auffallend wurde agiert. So sollte anfangs der Eindruck erweckt werden, als würden gewisse Organisationen an der Kongreßteilnahme gehindert.

Uplötzlich war ein "Ukrainisches Friedenskomitee" da. Anfangs war es tatsächlich nicht registriert worden — konnte ja niemand verstehen, was das für eine Organisation war — mit Londoner Adresse und ironischerweise ohne einen einzigen Ukrainer. Nichtsdestoweniger erbarmten sich letztlich führende Vertreter der Sozialistischen Volkspartei Dänemarks und der Bewegung "Nein zu den Nuklearwaffen!", setzten die Pseudoukrainer und dazu noch eine Reihe von "Dissidenten" aus einigen sozialistischen Ländern auf die Teilnehmerliste. Sie durften auf dem Kongreß, darunter auch

auf der Pressekonferenz, sprechen. Als Korrespondenten die frischgebackenen "Friedensanhänger" nach deren konkretem Beitrag zum Kampf gegen die Nuklearkriegsgefahr, für Abrüstung fragten, verstanden diese offenbar nicht einmal, worum es da ging, und eine Vertreterin der tschechoslowakischen "Charta 77" jammerte nur, auf dem Kongreß habe sich niemand für ihre leidenschaftliche Rede interessiert. Ja, die Reden dieser "Vertreter" blieben so gut wie unbemerkt. Ging es ja auf den Kongreß darum, wie ein Nuklearkrieg verhindert und eine breite internationale Zusammenarbeit angebahnt werden kann, nicht aber darum, ideologischen Haß zu schüren.

Um das Pressezentrum

Auf dem Kongreß waren über 250 Journalisten akkreditiert, die dänische und ausländische Publikationen und Nachrichtenagenturen vertraten. Insgesamt waren es offenbar sogar mehr Journalisten — viele gehörten den nationalen Delegationen an.

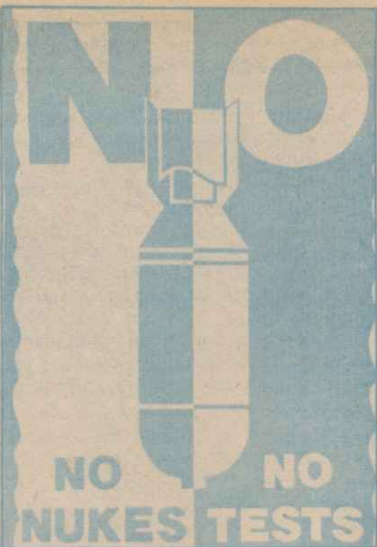
Im internationalen Pressezentrum fanden fast pausenlos Briefings und Pressekonferenzen statt. Der Gerechtigkeit halber sei gesagt, daß bisweilen ausgeglichene, ja sogar wohlwollende Beiträge erschienen. Doch, als fürchteten sie, daß dies zu weit ginge, begannen einige Zeitungen sogleich damit, den Kongreß schlechtzumachen. Und die größten westlichen Nachrichtenagenturen und Zeitungen verschwiegen das Kopenhagener Forum einfach.

Interessante Tatsachen führte in diesem Zusammenhang der bekannte französische Journalist und Schriftsteller Robert Escarpit an (seinerzeit leitete er die giftige Kolumne des politischen Kommentators im Pariser "Monde"). So zeige die Statistik, daß die französische "Liberation" (die sich als links betrachtet) 1985 70 analytische Beiträge der Lage in Polen (man ahnt den Ton der Publikationen), 10 — Afrika, 8 — Libanon, 2 — Nikaragua und 2 dem iranisch-irakischen Krieg widmete. Und ... 0 — Problemen des Kampfes für Frieden und Abrüstung.

Deshalb erstaunte niemanden die Erklärung einer großen Gruppe von Journalisten, die an dem Kongreß teilnahmen. Sie protestierten gegen die einseitige, voreingenommene Berichterstattung der westlichen Presse. In der Erklärung hieß es: Eine solche Haltung der Massenmedien zum Kongreß verstößt offenkundig gegen die Schlußakte von Helsinki in dem Teil, die sich mit der Zusammenarbeit im Informationsbereich befaßt.

Weniger als 5000 Tage

Menschheitsträume... Tommaso Campanella sah in dem Kerker, in den ihn die



Inquisition geworfen hatte, eine Sonnenstadt voraus, schuf das Modell einer Gesellschaft der Zukunft...

Die Menschen verbinden die Zukunft gewöhnlich mit dem Anbruch eines neuen Jahrtausends... Und nun sind es bis zu dieser Schwelle nur noch weniger als 5000 Tage.

Gerade heute werden wir mit der Schicksalsfrage konfrontiert, die für Campanella völlig undenkbar war. Werden wir überhaupt überleben? Vielleicht ist gerade die Idee der Existenz der Menschheit im 21. Jh. eine Utopie?

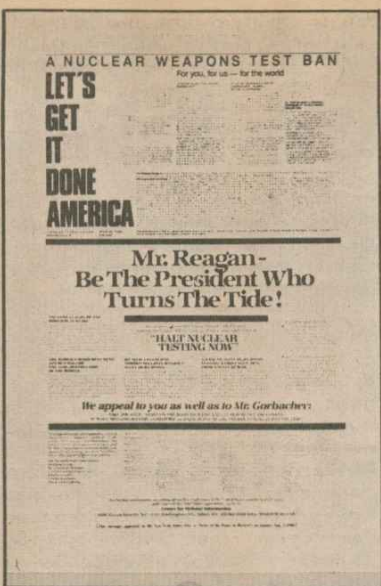
Die Menschheit lebt dank der Kraft des Verstandes. Sie fand sich stets durch neues Denken, formulierte und erprobte es, behauptete es unter dem Einfluß von Entdeckungen, geistigen Höhenflügen, Großtaten und des Fortschritts.

Wie konnte es geschehen, daß das Bewußtsein im Nuklearzeitalter bei vielen gleichsam verkümmert oder rückwärts gerichtet ist, zu den Zeiten von "Feuer und Schwert"? Die merkwürdige Militarisierung des Bewußtseins ist eine schwere Krankheit. Franklin Roosevelt rief einmal aus: "Der Krieg ist ansteckend... Isoliert die Aggressoren!" Der Krieg ist ansteckend. Kämpfen wir für das Leben, kämpfen wir für den Frieden!

...Beim Abschluß des Kongresses betrat die 12jährige Petja Sawowa aus Bulgarien das Podium. Die jüngste unter den 2468 Delegierten überreichte dem Kongreßvorsitzenden Hermod Lannung einen Strauß wunderschöner Herbstblumen. Welch ein Symbol: H. Lannung wurde im 19. Jh. geboren, Petja wird das 21. Jh. aktiv gestalten. Jetzt sind sie Zeitgenossen und Mitstreiter. Welch großes Beispiel der Kontinuität der Generationen und der edlen Bestrebungen der Menschen!

Große Aufgaben

Der Kongreß von Kopenhagen wurde tatsächlich zu einem bedeutenden Ereignis.



Die bezahlte Anzeige, die die skandinavischen Friedensanhänger in die "New York Times" setzen ließen (Mitte), schmückte als eines von vielen Plakaten das Bella-Kongreßzentrum. Links ein australisches Plakat, rechts ein Plakat des Weltfriedensrates.

nis. Er widerspiegelte eine neue Etappe der Friedensbewegung, kennzeichnete deren neue Qualität.

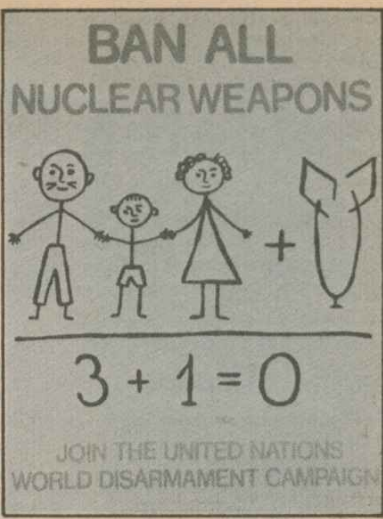
Die Breite des Kongresses war vor allem dadurch bestimmt, daß erstmals in letzter Zeit so viele Aktivisten von Antikriegs-, Antinuklearorganisationen eines breiten politischen Spektrums zusammengekommen waren.

Allerdings bekamen wir auch Bemerkungen wie diese zu hören: Der Kongreß erfaßt bislang nicht all jene politischen Kräfte, die sich in ihren Ländern z. B. für die Beendigung der Kernwaffentests, für ein nukleares Einfrieren einsetzen und die Ausweitung des Wettrüstens auf den Weltraum verurteilen. Solche Bemerkungen sind nicht ganz unberechtigt.

Mit verschiedenen Methoden versuchen amerikanische, ja auch andere westliche Ultras eine Ausweitung der Bewegung zu verhindern, wollen von ihr abschrecken. Natürlich macht sich da auch der antikommunistische, antisowjetische Instinkt bemerkbar. All das störte Hunderte von Menschen, die die marxistische Ideologie offenkundig nicht teilen, keineswegs, zum Kongreß zu kommen. Und sie verließen ihn, ohne bekehrt worden zu sein. Dafür erlangten sie neuen Glauben an ihre Kräfte, an die Möglichkeiten der Friedensbewegung, vor allem an die Notwendigkeit entschiedenen, unverzüglichen Handelns.

Der Kongreß überzeugte sie, daß der politische Dialog notwendig und möglich ist, daß die Form des Dialogs eine offene, freie Diskussion voraussetzt.

Der Dialog erlaubt es, die Auffassungen gegenüberzustellen, um sie einan-



der anzunähern und breite gemeinsame Aktionen zu ermöglichen.

Der Dialog läßt deutlich werden, wer in Wirklichkeit für Frieden und Abrüstung eintritt und wer nur Antinuklearlosungen gebraucht, um tiefst ideologische Aufgaben anzugehen.

Der Kongreß hat seinen Teilnehmern, der Friedensbewegung insgesamt große politische Erfahrungen vermittelt. Hier wurde er manchmal als Friedensparlament der Völker bezeichnet. Selbst wenn das einstweilen nur ein Ziel ist, so wurde es in Kopenhagen greifbarer, deutlicher. Vielleicht werden zum nächsten derartigen Treffen auch viele von denjenigen, die heute nicht teilnehmen wollten, kommen. Dadurch wird die Friedensbewegung nicht nach rechts abgleiten, jene aber, die bislang noch abseits stehen, werden nicht auf linke Positionen übergehen. Dafür würden die Möglichkeiten der Öffentlichkeit, auf die "große Politik" in friedensdienlicher Richtung Einfluß zu nehmen, um ein Vielfaches zunehmen.

Wichtig ist — und davon war auf dem Kongreß die Rede —, daß die Friedenskräfte neue Ideen und Pläne vortragen, die auch den Regierungen bei deren Suche nach Wegen zur Beendigung des Wettrüstens helfen würden. Die sowjetische Führung gibt ein gutes Beispiel — sie hat in ihr Programm der internationalen Sicherheit und Abrüstung viele Forderungen der Antikriegsorganisationen aufgenommen.

Das politische Weltklima würde sich bestimmt spürbar verbessern, wenn auch die andere Seite ebenso verfahren würde.

Zugleich ergreift die Außenpolitik des Sozialismus heute oft kühnere Initiativen als manche Friedensorganisationen, und offenbar ist es gar nicht erstaunlich, wenn diese Organisationen solche Vorschläge aufgreifen und weiterentwickeln.

Der Weltfriedenskongreß von Kopenhagen läßt uns ernsthaft über die Rolle der Völker bei der Lösung der Menschheitsfrage von Krieg und Frieden nachdenken. Vor allem aber ruft der Kongreß zum Handeln.

Kopenhagen

Soldaten kehren heim

Am 23. Mizan 1365 nach der moslemischen Zeitrechnung bzw. am 15. Oktober 1986 setzte sich ein sowjetisches Panzerregiment im vollen Bestand und mit aller dazugehörigen Technik in Bewegung, um heimzukehren. Das war das erste der sechs Regimenter, die aus Afghanistan abgezogen werden.

In ihre Standorte

Die afghanische Stadt Herat, nur 70 km von der Grenze zu Iran entfernt, heißt seit Jahrhunderten "Perle des Orients" und "das westliche Tor des Landes". Dort lebten und wirkten die größten Dichter des Orients Abdurahman Dshami und Alischer Nawoi, dort sind sie auch begraben. Heute ist Herat ein großes politisches, wirtschaftliches und kulturelles Zentrum Afghanistans. In der langen Geschichte des Landes galt die Verteidigung der Stadt gegen jedwede Eroberer immer als erste Pflicht. Der Schutz der afghanischen Westgrenze gehörte zum Auftrag auch dieses sowjetischen Panzerregiments, das in dem etwas südlicher gelegenen Kreis Shindand stationiert war. Fast 7 Jahre hat das Regiment in Afghanistan verbracht, selbständig oder gemeinsam mit afghanischen Einheiten die Söldnerbanden abgewehrt, Kommunikationen und die wichtigsten Militär- und Zivilobjekte verteidigt.

Ich machte mich mit Soldaten und Offizieren des Regiments bekannt. Immer wieder stellte ich fest, daß sie älter als ihre Jahre aussehen. Sie haben dem Tod ins Auge geblickt, im Kugelregen gestanden, Raketenexplosionen, verminten Straßen und die Erschwerisse des Armeedienstes in dieser unerträglichen Hitze und bei den hier häufigen Sandstürmen erlebt. Nur an eins konnten sie sich nicht gewöhnen: an den Tod von Freunden und Kameraden, die ihre internationalistische Pflicht bis zum letzten Tropfen Blut erfüllt haben.

Der Armeedienst setzt einen vorschrittmäßig reglementierten Tagesablauf voraus. Der 15. Oktober begann für die Soldaten des Garde-Panzerregiments wie jeder andere auch, wird ihnen aber für immer unvergeßlich bleiben. Wie immer weckte der diensthabende Hornist sie zur festgesetzten Stunde, dann waren Frührsport, Morgentoilette und Frühstück an der Reihe. Alles wie immer, und doch waren die Soldaten und Kommandeure aufgeregt. An diesem Tag sollte das ganze Regiment nicht bei einem Divisionsappell, sondern vor den höchsten afghanischen Militärs Aufstellung nehmen. Die besten unter ihnen sollten afghanische und sowjetische Auszeichnungen erhalten, und zwar aus der Hand des Generalsekretärs des ZK der Demokratischen Volkspartei Afghanistans, Najib, und des Botschafters der UdSSR in Afghanistan, Moshajew. Sie wußten auch, daß Journalisten aus vielen,

auch westlichen Ländern kommen würden.

Auf ein Kommandosignal hin erstarrt das Regiment in genau abgezielten Reihen vor den Panzern. Der Regimentskommandeur, Oberstleutnant Pusyrjow, meldet dem Divisionskommandeur, Generalmajor Utschkin, daß das Regiment angetreten ist. Der General besteigt eine Tribüne, auf der führende afghanische Politiker schon Platz genommen haben, und verabschiedet die Heimkehrer mit einer kurzen Ansprache.

Generalsekretär Najib richtet Dankesworte an die Soldaten und Internationalisten:

"Ihr seid in einer für unsere Republik schweren Zeit zu uns gekommen. Es ging damals um das Schicksal der Revolution, um die Ehre und den Stolz des Volkes, um die Souveränität und territoriale Integrität des afghanischen Staates... Auf das herzlichste danken wir euch, kühne Söhne des Landes Lenins, für alles, was ihr für das afghanische Volk und die Aprilrevolution getan habt, für euren Mut, eure Tapferkeit, Güte und Menschlichkeit.

Heute verabschiedet das ganze afghanische Volk euch, das tun auch die verschneiten Berggipfel und die Täler, die Städte und Dörfer, das tut jedes Haus. Vom Vater zum Sohn, vom Großvater zum Enkelsohn werden Erzählungen über eure ruhmreichen Taten weitergegeben werden. Sie bleiben für alle Zeit im Gedächtnis unseres Volkes..."

Heimkehrende Panzerkolonne



Beinahe 70 Soldaten und Offizieren werden afghanische und sowjetische Auszeichnungen überreicht.

Schließlich ertönt das langersehnte Kommando: "Aufsitzen!" Die Motoren heulen auf, und schon wenige Minuten später bewegt sich eine 15 km lange Panzerkolonne mit sonstigen Gefechtsfahrzeugen in Richtung sowjetische Grenze.

Am 17. Oktober begab sich ein motorisiertes Schützenregiment aus dem Raum Kunduz in seinen Standort in der UdSSR, am 19. Oktober folgte ihm ein Fla-Regiment aus Kabul. Bis Ende des Monats werden, wie bekanntgegeben wurde, noch drei Regimenter aus Afghanistan abziehen.

Schutz der Revolution

In diesen Tagen, da sechs sowjetische Regimenter aus Afghanistan heimkehren, muß ich an den Dezember 1979 denken, als sie hier angekommen waren.

In jener für das revolutionäre Afghanistan schweren Zeit erlebte ich, wie sich die Gewitterwolken über der Republik buchstäblich von Tag zu Tag zusammenballten und die innere Konterrevolution sowie die Kräfte des Imperialismus die Schlinge um den Hals der Republik immer fester zuzogen. Auf dem Spiel standen nicht nur die ersten Errungenschaften der Revolution, sondern die Souveränität und Integrität der DRA sowie die Sicherheit der sowjetischen Südgrenze. In jener dramatischen Situation entsandte die UdSSR auf wiederholte Bitten der afghanischen Führung ein begrenztes Kontingent ihrer Truppen nach Afghanistan. Diese Entscheidung hatte eine feste völkerrechtliche Grundlage: Die UdSSR und die DRA ließen sich von ihren Verpflichtungen aus dem am 5. Dezember 1978 unterzeichneten Vertrag über Freundschaft



Der Abschied fällt den Kameraden nicht leicht: Oberstleutnant Pusyrjow, Oberstleutnant der DRA Laur Sifi und Oberstleutnant Rudjuk (v.l.n.r.)

Foto: TASS

gute Nachbarschaft und Zusammenarbeit (Art. 4) leiten. Zudem stützten sie sich auf Art. 51 der UNO-Charta, die den Staaten das Recht auf kollektive und individuelle Selbstverteidigung zuspricht.

"Wie steht es heute? Werden die Streitkräfte der DRA beim wesentlichen Abbau des sowjetischen Militärkontingents imstande sein, die Sache der Aprilrevolution und die Souveränität des Landes zu verteidigen?"

Mit diesen Fragen begann ich die Unterhaltung mit Generaloberst Nazar Muhammed, Kandidat des Politbüros des ZK der DVPA und Verteidigungsminister der Republik. Er sagte:

"Die Heimkehr von 6 sowjetischen Regimentern wurde möglich, weil sich unser Land seit 1979 stark verändert hat. Die politische Stabilisierung geht erfolgreich vor sich. Merklich erweitert und gefestigt hat sich die soziale und politische Basis unserer Revolution. Programme der sozialökonomischen Umgestaltungen werden verwirklicht, die Demokratisierung des gesellschaftlichen Lebens ist im Gange. Wir haben viel getan, um das Leben der Bauern — 90 Prozent unserer Bevölkerung! — zu verbessern. Die Zusammenarbeit mit den Stämmen festigt sich. Demnächst soll der Entwurf der ersten Verfassung veröffentlicht werden. Sie garantiert allen Bürgern der Republik die Rechte, wenn sie sich verpflichten, ehrlich und nach dem Gesetz zu leben sowie zum Wohl der Heimat normal zu arbeiten. All das hat die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung für uns gewonnen. Viele ehemalige Konterrevolutionäre brechen mit ihrer dunklen Vergangenheit, denn sie sehen allmählich ein, daß der Kampf gegen die Volksmacht falsch und aus-

sichtslos ist. Allein in den letzten vier Monaten haben 3000 Männer die Waffen gestreckt und sich ergeben, mit 92 Banden wird verhandelt."

Genosse Nazar Muhammed empfing mich zur festgesetzten Zeit im massigen Gebäude des Verteidigungsministeriums in der Straße Dar-ul-Aman wie einen alten Bekannten. In der Tat hatten wir diese Bekanntschaft vor 20 Jahren geschlossen. Damals war er ein junger Militärliege, einer der ersten Afghanen, die in der UdSSR die Militärakademie der Luftstreitkräfte absolvierten. Er nahm aktiv an der Revolution teil und leitete jahrelang die Luftstreitkräfte der DRA. Vor etwa einem Jahr betraute die DVPA ihn mit der Führung aller Streitkräfte.

"Was die afghanischen Streitkräfte anbelangt", fuhr Nazar Muhammed fort, "so ist ihre Kampfkraft in den letzten Jahren beträchtlich gestiegen, das Niveau der politischen Schulung und der Disziplin unserer Soldaten hat sich erhöht. Mit modernen Waffen ausgerüstet und von den Afghanen geachtet, führt die Armee jetzt selbständig Kampfoperationen durch. Solche Operationen werden immer offensiver. In den letzten Monaten wurden starke Einheiten des Feindes von unseren Truppen geschlagen und außerdem Stützpunkte von Banden in den Provinzen Herat, Kabul und Paktia sowie im Kreis Khost aufgegeben. All das berechtigt zu der Behauptung, daß unsere Streitkräfte bereit sind, die von der DVPA gestellte Aufgabe zu erfüllen, d. h. den Frieden und die Sicherheit wiederherzustellen und dem Blutvergießen in unserem Land ein Ende zu setzen. Im Volksmund heißt es: Selbst wenn dein Feind nur ein Schakal ist, sei bereit, den Angriff eines

Tigers abzuwehren. Wir sind bereit, jeden Andrang der Schakale, unserer Feinde, abzuwehren, selbst wenn hinter ihrem Rücken solche Feinde unserer Revolution stehen wie die Imperialisten mit den USA an der Spitze und die reaktionären Regimes in Pakistan und Iran."

"Nach dem Abzug der sechs sowjetischen Regimenter werden viele der Aufgaben, die sie erfüllten, der afghanischen Armee zufallen. Inwieweit werden die verbleibenden sowjetischen Truppen Ihrem Land helfen?" fragte ich den Minister.

Er antwortet: "Diese Hilfe wird sich in ihrem Charakter nicht verändern. Da es noch verfrüht wäre, von einem vollen Sieg über die Konterrevolution zu sprechen, werden uns Abteilungen aus dem begrenzten sowjetischen Kontingent auf unsere Bitte hin helfen, Kampfhandlungen gegen die aus Pakistan und Iran eingeschleusten Banditentrupps zu führen. Sie werden uns ferner helfen, Kommunikationen und wichtige Wirtschaftsobjekte zu schützen, am Entminen von Straßen, Feldern und Wohnvierteln teilnehmen, gemeinsam mit uns die friedlichen Dörfer gegen die konterrevolutionären Banden verteidigen und den afghanischen Truppen ihre Kampferfahrungen vermitteln."

Wir hoffen, daß der von der UdSSR unternommene und mit unserer Regierung vereinbarte konstruktive Schritt bei gutem Willen auf der anderen Seite das afghanische Problem einer politischen Regelung entgegenführen könnte. Wer die Intervention gegen die DRA organisiert und verwirklicht, muß diesen Schritt Ihres Landes richtig begreifen und gebührend einschätzen. Sollte aber die Intervention weitergehen, so wissen wir, das erklärte auch Michail Gorbatschow vor kurzem mit aller Bestimmtheit: Die Sowjetunion wird uns nicht im Stich lassen."

Abschließend möchte ich im Namen des afghanischen Volkes und seiner Armee der KPdSU, der Sowjetregierung, dem sowjetischen Brudervolk und den Kameraden und Internationalisten aus dem begrenzten sowjetischen Truppenkontingent in Afghanistan unseren aufrichtigen Dank aussprechen. Jeder Afghanen weiß, daß die DRA ohne die sowjetische Hilfe ihre Unabhängigkeit, Souveränität und territoriale Integrität gegen die Anschläge des internationalen Imperialismus unter Führung der USA nicht hätte verteidigen können."

Wenn dieses Heft der "Neuen Zeit" erscheint, werden drei sowjetische Regimenter die afghanisch-sowjetische Grenze bereits passiert haben. In Kushka und Termez, bereits auf sowjetischem Boden, wird die Heimat ihre Söhne, die die ihnen auferlegte internationalistische Mission in Ehren erfüllt haben, herzlich begrüßen.

L. MIRONOW
Eigenbericht

Herat--Kunduz--Kabul

UdSSR--POLEN

Direkte Verbindungen

● BEI DEM POLEN-BESUCH NIKOLAI RYSHKOWS WURDEN EINIGE ABKOMMEN ÜBER ZUSAMMENARBEIT UNTERZEICHNET.

"Die Antworten auf die vom Leben gestellten Fragen müssen wir nicht außerhalb des Sozialismus suchen, sondern in Übereinstimmung mit seinen Prinzipien, wobei wir seine Vorzüge weitmöglichst nutzen", erklärte Nikolai Ryshkow, Mitglied des Politbüros des ZK der KPdSU und Vorsitzender des Ministerrats der UdSSR, bei seinem unlängst beendeten offiziellen Freundschaftsbesuch in Polen.

In Warschau wurden Schlüsselfragen der bilateralen Beziehungen erörtert. Nikolai Ryshkow und Zbigniew Messner, Mitglied des Politbüros des ZK der PVAP und Vorsitzender des Ministerrats der VR Polen, unterzeichneten Abkommen über direkte Produktions- und wissenschaftlich-technische Beziehungen, über die Prinzipien der Schaffung gemeinsamer Betriebe und eine Reihe anderer Dokumenten.

Den sowjetisch-polnischen Abkommen liegen ähnliche Ziele der sozialökonomischen Umgestaltungen bis zum Jahre 2000 zugrunde. Polen will erneut zu einem der führenden Wirtschaftspartner der

UdSSR unter den sozialistischen Ländern werden, und jetzt verlagert sich der Schwerpunkt unserer Zusammenarbeit von vorwiegend vom Handel geprägten Beziehungen auf eine tiefgreifende Spezialisierung und Kooperation zwischen den einzelnen Branchen und Betrieben. Insbesondere geht es um die Bildung gemeinsamer Wissenschaftlerkollektive, die neue Technologien entwickeln sollen, und um gemeinsame Nutzung der Rohstoffressourcen beider Länder. (Die VR Polen beteiligt sich bereits am Bau der Gaspipeline Jamburg--Westgrenze der UdSSR.)

Die sowjetische Seite hatte Verständnis für den Wunsch Polens, den gegenseitigen Warenaustausch im laufenden Planjahr fünf auszugleichen. Die Einfuhr aus der UdSSR übersteigt bislang die Ausfuhr Polens, doch das wird sich jetzt ausgleichen. Die Produktionskooperation sowjetischer und polnischer Betriebe wird es ermöglichen, auch die teure Einfuhr aus den kapitalistischen Ländern zu beschränken.

Ende Oktober wird der Sejm die Gesetzesvorlage über den Volkswirtschaftsplan 1986--1990 und einige andere wirtschaftliche Fragen, die ebenfalls in den neuen sowjetisch-polnischen Abkommen berührt wurden, behandeln.

B. KOSLOW

Das Kühlschiff "Akademik Botschar", im Auftrag der UdSSR auf der Gdansk-Lenin-Werft gebaut

Foto: ZAF--TASS

UdSSR--ARGENTINIEN

Vertrauen und Sympathie

● DER ERSTE BESUCH EINES ARGENTINISCHEN STAATSOBERHAUPTS IN DER UDSSR IN DER GESCHICHTE DER BEIDERSEITIGEN BEZIEHUNGEN.

Raul Ricardo Alfonsin traf in Moskau einen Tag nach Abschluß des sowjetisch-amerikanischen Gipfeltreffens ein und erhielt Informationen über das bedeutende Ereignis aus erster Hand. Im Gespräch mit Michail Gorbatschow würdigte er die Verantwortung, mit der die sowjetische Führung an das Treffen in Reykjavik und seine Ergebnisse herangegangen ist.

Die Übereinstimmung der Positionen Argentiniens und der UdSSR zu vielen wichtigen Fragen, wie der Abwendung einer thermonuklearen Katastrophe und Einstellung des Wettrüstens, ist erfreulich.

Der Generalsekretär des ZK der KPdSU machte den argentinischen Präsidenten auf einige Momente aufmerksam, die der Politik der UdSSR zugrunde liegen, wie z. B. die Konzeption der Vielgestaltigkeit und Unteilbarkeit der Welt, in der jedes Land das Recht hat, daß seine soziale und politische Wahl respektiert wird. Man beschäftigte sich intensiv mit lateinamerikanischen Fragen, besonders der Lage in Mittelamerika. Michail Gorbatschow sprach von einem unerträglichen Druck, einer unerträglichen Einmischung, denen Nicaragua ausgesetzt sei, und erklärte, daß die Sowjetunion keinerlei egoistische Absichten in Hinblick auf dieses Land verfolge. Es hat selbst seine revolutionäre Wahl getroffen. Wir respektieren sie und sympathisieren natürlich mit ihr, beabsichtigen aber nicht, Nicaragua etwas aufzuzwingen und dort oder anderswo Militästützpunkte einzurichten. Die UdSSR unterstützt die

Bestrebungen der Contadora-Gruppe.

Bei den Moskauer Gesprächen sprach sich Raul Alfonsin dafür aus, nach einer stabilen Regelung des Mittelamerikakonfliktes zu suchen.

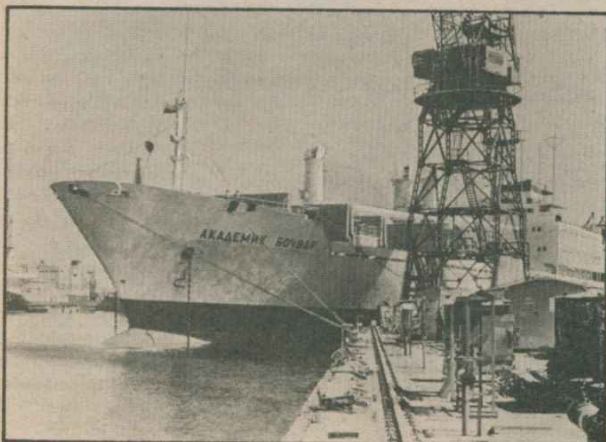
Die Gesprächsteilnehmer unterstützten den Vorschlag, den Südatlantik zu einer Zone des Friedens und der Zusammenarbeit zu erklären.

Zweifellos wird der Besuch des argentinischen Präsidenten der Entwicklung einer vielschichtigen Zusammenarbeit zwischen unseren Ländern einen kräftigen Impuls verleihen. Vor drei bis vier Jahren hätte ein solcher Optimismus merkwürdig geklungen. Aber der Abgang der argentinischen Militärs von der politischen Bühne 1983 eröffnete nicht nur einen neuen Abschnitt im innenpolitischen Leben des Landes, sondern wirkte sich auch auf seine Beziehungen zu anderen Staaten aus. In den sowjetisch-argentinischen Beziehungen entstand die Möglichkeit, von rein kommerzieller zu vielseitiger Zusammenarbeit, zu freundschaftlichen Kontakten, die auf gegenseitigem Vertrauen, Wohlwollen und Sympathie fußen, überzugehen. In letzter Zeit wurden mehrere Vereinbarungen auf ökonomischem, kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet und im Lufttransport erzielt. Der Austausch im Bereich der Filmkunst, Bildung und des Sports nimmt zu. Vor kurzem wurde ein Abkommen über die gemeinsame Entwicklung der Fischwirtschaft unterzeichnet. In nächster Zukunft wird in Buenos Aires eine Nationalausstellung der UdSSR stattfinden.

Der argentinische Präsident zeigte sich an einer Entwicklung der argentinisch-sowjetischen Wirtschaftsverbindungen interessiert, unter Einschluß neuer Elemente und Formen und unter Berücksichtigung einer intensiven Modernisierung der sowjetischen Industrie in den nächsten Jahren. Dieser Ansatz fand in Moskau Unterstützung. In dieser Hinsicht werden konkrete Gedanken geprüft.

W. TSCHIRKOW

"NEUE ZEIT" 43.86





ZUM TOD VON SAMORA MACHEL

Er starb bei einem Flugzeugunglück auf dem Rückflug aus Lusaka. Er hatte mit den Präsidenten Angolas, Sambias und Zaires Fragen beraten, die in

Zusammenhang mit verbrecherischen Aktivitäten der Terror-Organisationen MNR und UNITA standen.

Mocambique hat einen standhaften Patrioten und Kämpfer für die Freiheit und das Glück seines Volkes verloren.

Von seinen 53 Lebensjahren widmete Samora Machel fast 25 Jahre dem Kampf für die hohen Ideale der Unabhängigkeit und ihrer Stabilisierung, für die Umstrukturierung der Gesellschaft auf der Basis sozialer Gerechtigkeit. Er war ein leidenschaftlicher Kämpfer gegen Imperialismus und Rassismus.

Mocambique unterhält

enge Verbindungen zu den Kräften, die für Frieden und sozialen Fortschritt eintreten. Samora Machel wurde der Internationale Leninpreis "Für die Festigung des Friedens zwischen den Völkern" verliehen. Er maß der Freundschaft und Zusammenarbeit mit der UdSSR große Bedeutung bei. Erst im März dieses Jahres weilte er in der UdSSR und verhandelte mit führenden sowjetischen Politikern über die Entwicklung der Zusammenarbeit zwischen unseren Völkern.

Der Tod Samora Machels ist ein Verlust nicht nur für Mocambique, sondern auch für alle seine Freunde. ■

ISRAEL

Im Duett

● DER WECHSEL DES MINISTERPRÄSIDENTEN IN ISRAEL ÄNDERT AN DER POLITIK DIESES LANDES NICHTS.

In Israel wurde eine neue Regierung gebildet. Genauer gesagt, blieb die Regierung die gleiche, doch an ihre Spitze trat ein neuer Ministerpräsident, und zwar der Führer des rechtsgerichteten Likud-Blockes, Itzhak Shamir. Er löste Shimon Peres, den Führer der Arbeiterpartei, des MAI-Blockes, ab, der 25 Monate lang Ministerpräsident gewesen war. Bekanntlich fanden im Sommer 1984 Knesset-Wahlen in Israel statt, bei denen weder der MAI noch der Likud die Mehrheit erhielten. Nach langem Hin und Her einigten sich die Rivalen im September 1984 darauf, eine "Regierung der nationalen Einheit" zu bilden und das Amt des Ministerpräsidenten Shimon Peres zu übertragen, der es dann 25 Monate später (die Hälfte der Legislaturperiode) an Itzhak Shamir übergeben sollte. Gerade das geschah Mitte Oktober, als

Peres vereinbarungsgemäß zurücktrat und Chaim Herzog, Präsident Israels, Shamir mit der Bildung und Leitung des neuen Kabinetts beauftragte.

Eigentlich hätte Shamir bereits am 14. Oktober der Knesset die Liste der Mitglieder seines Kabinetts, das, wie prophezeit wurde, eine Kopie der Regierung Peres sein würde, vorlegen sollen. Und obgleich Shamir das Amt des Ministerpräsidenten schon übernommen hatte, gab es Probleme mit der Zusammensetzung des Kabinetts. Die Führer beider Blöcke stritten sich darum, wessen Vertreter die Schlüsselpositionen der israelischen Wirtschaft in Händen halten sollten.

In der Regierung Peres wurden diese Positionen von Likud-Ministern kontrolliert, wodurch diverse Regierungskrisen heraufbeschworen wurden, was gut zehnmal die Koalition fast gesprengt hätte. Dabei kam es zu wüstesten Beschimpfungen. So zwang Peres Finanzminister Modai zum Rücktritt, weil jener ihn persönlich wiederholt beleidigt und sein Handeln scharf kritisiert hatte. Shamir wollte Modai in die Regierung zurückholen, Peres aber war kategorisch dagegen. Doch Shamir bestand darauf. Er gab auch der Forderung nicht

nach, einen der engsten Berater Peres' zum Botschafter in den USA zu ernennen. All das ist natürlich kein gutes Omen für die künftige Zusammenarbeit zwischen dem ehemaligen und dem neuernannten Ministerpräsidenten. Es gibt auch andere Gründe zu der Annahme, daß die zweite Phase der Tätigkeit der Regierung der nationalen Einheit noch unruhiger sein wird. Doch von irgendwelchen prinzipiellen Differenzen zwischen MAI und Likud kann nicht die Rede sein — verfolgten sie ja 25 Monate lang ein gemeinsames Regierungsprogramm in der Innen- wie der Außenpolitik.

Sie vertreten die gleiche Haltung zur Palästinenserfrage und stimmten in der Knesset einmütig für ein Gesetz, das Bürgern Israels jegliche politische Kontakte zur palästinensischen Befreiungsorganisation (PLO) untersagt und dafür strafrechtliche Verfolgung androht. Ebenso einmütig treten sie für die weitere Besetzung arabischer Gebiete — des Westjordanlandes und des Ghaza-Streifens — ein, für Einmischung in die inneren Angelegenheiten Libanons und eine "Kontrolle" über Gebiete Südlibanons. Ganz zu schweigen von dem außenpolitischen Kurs, der eng mit den US-Plä-

nen im Nahen Osten, ja in der ganzen Welt verbunden ist, was insbesondere der von Shamir entschieden unterstützte Beschluß der Regierung Peres über eine Teilnahme Israels an SDI zeigt.

Und doch wird Peres in der westlichen Presse nachgerade als wahre "Taube", als "Friedensstifter" im Gegensatz zum "Falken" Shamir hingestellt. Peres war anders als Shamir tatsächlich nie persönlich Chef einer Terroristenbande gewesen. Er spricht sich sogar für eine weniger übereilte Kolonisierung der besetzten arabischen Gebiete durch Israel aus, wie das Shamir nach wie vor verlangt. Und vor einem Monat trat er sogar für eine ... internationale Nahostkonferenz ein.

Doch die Greueltaten, die die israelischen Besatzer und ihre Söldner mit Segen von Ministerpräsident Peres in Südlibanon verüben, die brutalen Bombardierungen libanesischer Städte und palästinensischer Flüchtlingslager durch die israelische Luftwaffe — ist das nicht Terrorismus? Auch hatte die Regierung Peres erst diesen Sommer den Bau von sechs neuen israelischen Wehrdörfern im Ghaza-Streifen gebilligt. Insgesamt aber stieg in den zwei Jahren der

Regierung Peres laut Radio Israel die Zahl der Siedler im Westjordanland von 40 000 auf 60 000. Die Siedler ließen sich in ca. 150 Ortschaften auf Palästinensern geraubtem Boden nieder. MAI und Likud einigten sich zudem darauf, daß in den kommenden vier Jahren weitere 27 derartige Wehrsiedlungen entstehen sollen.

Was aber die Unterstützung von Peres für die Idee der Einberufung einer internationalen Nahostkonferenz angeht, so trifft er für eine solche Konferenz ein, die als Feigenblatt für Separatverhandlungen im Geiste von Camp David dienen würde, für eine Konferenz ohne Beteiligung des legitimen Vertreters des palästinensischen Volkes, der PLO, für eine Konferenz faktisch ohne die Sowjetunion, an die skrupellose politische Forderungen gerichtet werden.

Auf einem anderen Blatt steht, daß der Falke Shamir noch schrillere Töne von sich gibt als Peres. Er tritt für eine verstärkte "Erschließung" der besetzten arabischen Gebiete durch Israel, für noch brutaleren Terror der Israelis in Südbanonen ein, verurteilt sogar den Gedanken einer internationalen Nahostkonferenz.

Peres und Shamir singen nur verschiedene Stimmen in dem gleichen Stück, in dem gleichen sorgfältig geprobten Spektakel.

Peres als lyrischer Tenor, Shamir als grober Baß.

Real ist zwischen Peres und Shamir nur der Machtkampf. Beide Blöcke — der MAI und der Likud — bereiten sich schon darauf vor, bei den in zwei Jahren anstehenden Knesset-Wahlen den Rivalen vernichtend zu schlagen und eine Regierung unter ihrer vollständigen Kontrolle zu bilden. Hierbei setzt Peres auf soziale und liberale Demagogie, Shamir aber auf den Kult der Brutalität und Gewalt.

Einstweilen aber erfolgte auf der Bühne nur der im Szenario vorgesehene Wechsel der Akteure.

J. KORSCHUNOW

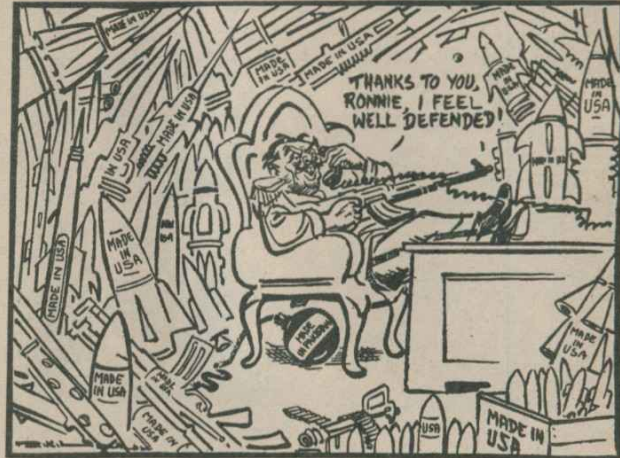
INDIEN -- USA

„Flitterwochen“ und politischer Dialog

● WÄHREND SEINER REISE DURCH MEHRERE LÄNDER ASIENS HIELT SICH C. WEINBERGER IN INDIEN AUF: ES IST DIE ERSTE VISITE EINES US-VERTEIDIGUNGSMINISTERS IN DER GESCHICHTE DER INDISCH-AMERIKANISCHEN BEZIEHUNGEN.

Der Pentagonchef nahm sich, wie er sagte, vor, Indiens Zweifel an der US-Politik in Südasien zu zerstreuen. Wie von gut unterrichteter Seite bekannt wurde, erklärte Rajiv Gandhi dem Washingtoner Emissär ohne Umschweife, daß die Südasienpolitik der USA in Indien tiefes Mißtrauen erregt. Er wies Beteuerungen Weinbergers zurück, denen zufolge amerikanische Lieferungen modernster Waffen an Pakistan mit der Notwendigkeit zusammenhängen, die Verteidigungsfähigkeit dieses Landes angesichts einer angeblichen Bedrohung aus Afghanistan zu erhöhen. Aber 80 Prozent der Waffen, die Washington an Islamabad liefert, sind an der indischen Grenze konzentriert.

Der Premierminister äußerte sich beunruhigt über die destruktive Haltung der Vereinigten Staaten zur Abrüstungsfrage. Er erklärte, Indien sei mit den amerikanischen "Sternenkriegs"-Plänen nicht einverstanden, und zeigte sich enttäuscht über die negative Reaktion Washingtons auf die bekannte Initiative der "Sechs von Delhi" im Bereich der nuklearen Abrüstung, vor allem in bezug auf den Abbruch von Kernwaffentests.



„Danke schön, Ronnie“, sagt der Präsident Pakistans, Zia ul-Haq, zu Präsident Reagan, „Ich fühle mich in völliger Sicherheit.“

Zeichnung aus: "Times of India"

C. Weinberger verband ernsthafte Hoffnungen mit seinem Vorschlag, Indien einige Waffenarten zu liefern. Aber in Delhi erklärte man, daß man an Käufen amerikanischer Waffen nicht interessiert sei. Alles andere würde bedeuten, daß man sich mit der pakistanischen Klientel Washingtons auf eine Stufe stellte und das von den USA in Südasien forcierte Wettrüsten faktisch unterstützt.

Zugleich zeigt sich Delhi interessiert, moderne Technologie für zivile Zwecke von den USA zu kaufen. Das Pentagon jedoch hat über solche Lieferungen ein Embargo verhängt und fordert von Indien besondere Garantien, daß amerikanische Technik nur zu nichtmilitärischen Zwecken benutzt wird. Diese Frage wurde bei den Verhandlungen besonders behandelt, denn sie hat ihre eigene Vorgeschichte.

Bestimmte Kreise der indischen Gesellschaft verbinden den von Rajiv Gandhi verkündeten Modernisierungskurs notwendigerweise mit einer Annäherung Delhis an Washington. Deshalb rief das Versprechen, Indiens Interesse an moderner Technologie zu befriedigen, das dem neuen Premierminister bei seiner US-Visite im vorigen Jahr gegeben worden war, in diesen Kreisen Euphorie hervor.

Man schwärmte bereits von "Flitterwochen" in den indisch-amerikanischen Beziehungen.

Später wurde klar, daß die USA ihre Zustimmung davon abhängig machen, ob Indien bestimmte politische Bedingungen erfüllt. Im Grunde erwartete man von Indien, daß es sich von den grundlegenden Prinzipien seiner Außenpolitik lossagt. Die "Heritage Foundation", eine reaktionäre Stiftung, auf deren Rat man im

Weißes Haus hört, forderte, daß Rajiv Gandhi "seine Re-

USA

Banaler Krimi

● PAKET MIT GHEIMDOKUMENTEN. GHEIMNISVOLL INFORMATIONQUELL BRIEF AN DEN CIA-CHEF ZITTEL MIT ERWÄHNUNG EINES "BEFREUNDETE JOURNALISTEN".

Alles hatte sich in diese banalen Krimi vermengt, das fast, dank Washington, zu einem weiteren Hindernis in den sowjetisch-amerikanischen Beziehungen geworden wäre. In knapp einem Monat w

formen bei der Wirtschaftsliberalisierung auch auf seine Außenpolitik ausdehnt".

Das ist nicht geschehen. Die Regierung Gandhi hält weiterhin an den Idealen der nuklearen Abrüstung fest. Sie bleibt den Zielen und Prinzipien der Nichtpaktgebundenenbewegung treu. Das und die deutlich negative Reaktion auf das amerikanische Bombardement Libyens sowie die Unterstützung der südafrikanischen Frontstaaten zeugen davon, daß Indien während der zwei Jahre, die seit der Ernennung des neuen Premierministers vergangen sind, seine außenpolitische Linie unverändert verfolgt. Folglich hebt das Pentagon auch das Verbot für den Verkauf von Spitzentechnologie nicht auf.

Von informierter Seite verlautet, daß C. Weinberger bei der Diskussion dieser Frage als Bedingung für die Lieferung von Spitzentechnologie die Forderung stellte, eine "Inspektionsmission" der USA in Indien anzusiedeln. Diese würde nicht nur kontrollieren, wie das souveräne Land amerikanische Technologie einsetzt, sondern auch das indische Personal überprüfen. Es sieht so aus, daß Indien diese Zumutung abgelehnt hat. Nach seinem Gespräch mit Rajiv Gandhi erklärte der US-Verteidigungsminister auf einer Pressekonferenz, daß die Verhandlungen über die Lieferbe-

dingungen für amerikanische Technologie einer Fortsetzung bedürften.

L. SHEGALOW
NZ-Korrespondent

Delhi

ALGERIEN

Barberousse, meine Schwestern

● DAS 3. INTERNATIONALE FILMPANORAMA WAR DER FRAU GEWIDMET

Constantine, östlich von Algier gelegen, ist eine der ältesten und schönsten Städte des Landes mit vielen Sehenswürdigkeiten.

Constantine ist eines der Zentren, wo 1954 die algerische nationale Befreiungsrevolution begann. Zum Gedenken an deren 30. Jahrestag fand 1984 in der Stadt das erste internationale Filmpanorama statt. So wird hier das Filmfestival genannt, auf dem jedoch kein Filmwettbewerb

durchgeführt wird, es keine Jury gibt und keine Preise zuerkannt werden.

Die Filmfestivals in Constantine, die jetzt alljährlich abgehalten werden, sind bestimmten Themen gewidmet. Auf dem Festival 1985 wurden Filme über die Jugend gezeigt. Für Algerien ist das ein sehr aktuelles Thema, da über die Hälfte seiner Bevölkerung unter 30 ist. Thema des Filmfestivals 1986, das im Oktober veranstaltet wurde, war die "Rolle der Frau in der heutigen Gesellschaft".

"Bei uns wird der Stärkung der Rolle der Frau im gesellschaftlichen, politischen und sozialökonomischen Leben besondere Bedeutung beigemessen", sagte mir Kamel Arioua, Vorsitzender des Organisationskomitees des Festivals und stellvertretender Sekretär des Komitees der FLN-Partei im Wilayat (Bezirk) Constantine.

Auf dem 3. Filmpanorama wurden über 120 Spiel- und Dokumentarfilme gezeigt. Vor allem waren das Streifen über die Teilnahme der Frauen an der nationalen Befreiungsbewegung, an der Revolution und am Friedenskampf — darunter der gemeinsame sowjetisch-nikaraguanische Film "Madonnen der Revolution" und ein beeindruckender Streifen über die salvadoria-

nischen Frauen, Kämpferinnen der Nationalen Befreiungsfront "Farabundo Marti". Regisseurin Lilian Pilar Ramos sprach von sich wenig, mehr von den schweren Bedingungen, unter denen der Streifen entstand — mußte das Drehteam ja mit der Waffe in der Hand arbeiten.

Eine Besonderheit des Filmpanoramas von Constantine waren die Diskussionen nach jedem Film, die nicht selten den Rahmen seines Inhalts sprengten, indem akute ethische und soziale Probleme erörtert wurden.

Ein starkes Echo fand der algerische Film "Barberousse, meine Schwestern". Barberousse ist ein Kerker der Kolonialherren, in dem während des Unabhängigkeitskampfes algerische Patriottinnen schmachteten. Zur Diskussion über den Film kamen ehemalige Häftlinge dieser Festung. Ihre emotionellen Erinnerungen an die schrecklichen Tage in Barberousse bewegten alle Anwesenden zutiefst.

Großen Erfolg hatte der sowjetische Film "Die Charmanteste und Attraktivste". Er lief in einigen Kinos sowie zum Schluß des Filmpanoramas.

J. BOBROW,
NZ-Korrespondent
Constantine--Algier

Journalist Nicholas Daniloff ist zur populärsten Gestalt in der UdSSR geworden. Kein Wunder, wurde er ja als Märtyrer präsentiert, der "unrechtmäßig" fälschlich Anschuldigung in brutalen KGB heimlich festgenommen wurde und "wie durch ein Wunder doch in die USA freigeschleppt wurde".

Daniloff hatte tatsächlich etwas unerwartet seine Korrespondentenzeit in der UdSSR beendet — doch, wie sich herausstellte, unerwartet nur für die Öffentlichkeit.

Und das schrieb z. B. die "Newsday". Daniloff hat einen Sowjetbürger kennengelernt, der sich 'Vater

Roman' nannte. Letzterer hatte ihm Anfang 1985 ein Paket mit Beiträgen "Über religiöse Themen" übergeben. Daniloff fand dieses Paket in seinem Briefkasten und brachte es direkt zur Moskauer US-Botschaft. Dort wurde es von CIA-Agenten geöffnet, die da viel Interessantes entdeckten: Angaben militärischen Charakters, einen Brief an William Casey und andere Informationen, die offenkundig an die richtige Adresse gelangt waren. Ein Mitarbeiter der CIA-Residenz, schrieb "Newsday", habe dann "Vater Roman" angerufen und mitgeteilt, das Paket sei angekommen. Dann erging eine schriftliche Benachrichtigung

an "Vater Roman" gesandt: Wir haben Ihr Paket von Ihrem befreundeten Journalisten erhalten. Einige Tage nach Daniloffs Verhaftung aber, als jener weitere — offenbar wieder "religiösen Themen" gewidmete — Informationen erhalten sollte, verließ der Berater für regionale Angelegenheiten der USA-Botschaft in Moskau, Murat Natirboff, der als CIA-Resident fungierte, überstürzt die UdSSR — auf eigenen Wunsch. "Die CIA weigerte sich, die Story mit 'Vater Roman' zu kommentieren", konstatierte "Newsday" betrübt.

Einige Kollegen Daniloffs haben diese Lücke gefüllt.

"...Er wurde von der CIA-Residenz in Moskau, die Kontakt mit der potentiellen Spionagequelle herstellen wollte, benutzt... Jetzt meint Daniloff, er habe einen Fehler begangen. Er hat recht. Dem ist wirklich so. Ein Journalist sollte sich nicht... mit Spionage befassen. Sein Fehler wurde durch die grobe Arbeit der CIA hierbei noch verschärft... Ich, der ich mehr als sieben der letzten 18 Jahre als Korrespondent in Moskau tätig war, kenne einige meiner Kollegen, die ähnliche Fehler machten. Ich habe sie auch selbst begangen." Dusco Doder von der "Washington Post" weiß, wovon er spricht.

G. BORISSOWA

In und nach Reykjavik

Alexander PUMPIANSKI

Das Zifferblatt zeigte 18 Uhr 50, als Bewegung im Haskolabik-Kino bei dem Hotel "Saga" einsetzte, in dem wir, 350 Journalisten, schon nicht die erste Stunde auf den Beginn der seit langem angekündigten Pressekonferenz Michail Gorbatschows warteten. Alle stürzten zum Fernseher im Foyer, um mit eigenen Augen den letzten Moment des Treffens, das für vertraulich erklärt worden war, und die Minuten des Abschieds zu erleben. Informationen gab es nicht, nur Gerüchte, dubiose Informationslecks. In solchen Minuten ist ein Journalist hilflos — die frägerische Nähe zu dem Ereignis läßt die Lage noch dramatischer werden. Verläßt man sich ja auf seine Augen und Ohren... Die Spannung wächst weiter...

Die Tür des "Höfti" öffnete sich. Als erster kam Reagan heraus, und die Menge der vor dem Fernseher Versammelten zeigte ihre offene Enttäuschung. Unsere westlichen Kollegen, die mehr als wir an politisches Maskenspiel gewohnt sind, sahen, welche Maske Präsident Reagan aufsetzte, als alle Scheinwerfer der Welt auf ihn gerichtet waren. Wo war das übliche Lächeln des "großen Kommunikators" geblieben? Es war das finstere Gesicht eines Hardliners, der ein zweitägiges Ringen mit dem kommunistischen Leader überstanden, dabei in nichts nachgegeben hatte — zum Ruhm Amerikas und der ganzen "freien Welt" — und auf alle Versuchungen und Verlockungen mit einem kategorischen "No!" geantwortet hatte.

Einige Minuten später verlieh Außenminister Shultz der Präsidentenmaske Ton. Sorgfältig die Worte während und offenkundig niedergeschlagen, sprach er auf der ersten Pressekonferenz von Bedauern und Mißerfolg.

(In einem der ersten Gespräche mit Korrespondenten beschrieb der Leiter des Apparates des Weißen Hauses, Donald Regan, so die sie bewegenden Gefühle: "...Jeder von uns hatte seine Reaktion. Der Präsident war ruhig, doch enttäuscht, zeigte sich besorgt und verzichtete auf irgendwelche Kommentare... Der Außenminister war enttäuscht. Meine Reaktion bestand darin, daß ich meine Unzufriedenheit über diese Enttäuschung kundtat.")

Und als Reagan dann wenige Stunden später vor Militärangehörigen des US-Stützpunktes in Keflavik — ein besseres Auditorium für die erste Rechenschaft über die Ergebnisse des amerikanischen-sowjetischen Gipfeltreffens konnte er wohl nicht finden — sprach, tönte er

bereits von einem "erreichten Fortschritt".

Im weiteren ging es zu wie in einer Science-fiction-Story. Entweder hatte die Präsidentenmaschine auf dem Weg von Reykjavik nach Washington wirklich alle Zeitgrenzen überwunden, oder der Kolumbus-Tag, den der Kalender anzeigte, hatte bekannte Vorstellungen von Zeit und Raum durcheinandergebracht, doch das ganze Präsidententeam begann für Amerika ein neues Island zu entdecken. Aus dem Drama wurde in aller Eile ein Comic gebastelt, dessen ganzer Inhalt in einigen Sprüchen komprimiert wurde: "Der Präsident hat der Sowjetunion den weitreichendsten, großzügigsten Rüstungskontrollvorschlag der Geschichte unterbreitet. Er erklärte folgendes: 'Wir werden in den kommenden zehn Jahren alle ballistischen Raketen auf beiden Seiten abbauen. Wir werden einem Moratorium für beide Seiten bei jeglichen Defensivsystemen in den kommenden zehn Jahren zustimmen.' Mr. Gorbatschow kam zurück und erklärte: 'Ich werde dem nicht zustimmen, solange ihr nicht SDI in der Wiege erdrosselt.' Und der Präsident sagte 'No'." (Zitiert nach Buchanan, Direktor der Presseabteilung des Weißen Hauses. Doch auch nach Shultz, Poindexter, Regan und Reagan selbst.)

Warum eigentlich soll der Vorschlag für eine Beseitigung der ballistischen Raketen der "größtzügigste" sein? War denn der sowjetische Vorschlag vom 15. Januar d. J. für vollständige nukleare Abrüstung nicht umfassender? Warum klammert der Präsident selbst in diesem Vorschlag die strategische Luftwaffe und Cruise Missiles aus — wohl deshalb, weil dieses Element der Triade bei den Amerikanern stärker ist?

Die Aneignung fremder Lorbeeren und fremder Vorschläge läßt sich schon an sich schlecht mit der Ethik vereinbaren. In diesem Falle gar geht das Plagiat noch mit einer wesentlichen Entstellung der Vereinbarung einher. In seiner TV-Ansprache vom 22. Oktober brachte Michail Gorbatschow Klarheit in diese Angelegenheit: "In vollem Verantwortungsbewußtsein erkläre ich als Verhandlungsteilnehmer: Der Präsident stimmte — ohne besonderen Enthusiasmus — dem Vorschlag zu, alle, ich betone: alle und nicht lediglich gewisse einzelne strategische Offensivwaffen zu liquidieren. Und zwar binnen zehn Jahren, in zwei Etappen zu liquidieren."

Natürlich muß man sich näher an die Wahrheit halten.

Wie es in Wirklichkeit war

Die Idee für das kurzfristig anberaumte Treffen stammte von Michail Gorbatschow. Präsident Reagan ging darauf ein, obwohl auf ihn Druck von rechts ausgeübt wurde. Die sowjetische Seite kam zu dem Treffen mit Vorschlägen, die die Amerikaner, wie sie selbst eingestanden, unvorbereitet antrafen. Die Amerikaner hatten sich viel bescheidenere Aufgaben gestellt. Die Tagesordnung — erörtert wurden vor allem Fragen der nuklearen und kosmischen Abrüstung — stammte gleichfalls von der UdSSR. Das gestand sogar der Präsident selbst ein. Die Amerikaner hatten der Polemik über Menschenrechte und regionale Konflikte größeren Raum einräumen wollen.

All das zeigt, daß die Initiative zu dem Treffen bei Michail Gorbatschow lag. Gerade die sowjetische Seite unterbreitete sensationelle Kompromißvorschläge für einen 50prozentigen Abbau der strategischen Kräfte in den kommenden fünf Jahren und bei den Mittelstreckenraketen. Gerade die UdSSR ging, um Übereinstimmung zu erzielen, auf Zugeständnisse ein, die die Amerikaner nicht erwartet hatten. Hier seien sie aufgeführt.

Bei den strategischen Waffen:

Früher bestand die UdSSR auf der Einbeziehung der amerikanischen Euro-Raketen und der Forward Based Systems in die strategische Gleichung, da die einen wie die anderen Waffen sowjetisches Territorium erreichen können. Jetzt wurde die Forderung nach ihrer Einbeziehung zurückgenommen.

Bei den Mittelstreckenraketen:

Die UdSSR erklärte sich bereit, das Bestehen des britischen und des französischen Nuklearraketenpotentials und deren Modernisierungsmöglichkeiten nicht zu berücksichtigen;

auf 100 Sprengköpfe (d. h. um das Mehrfache) die Zahl der Raketen auf ihrem asiatischen Territorium zu reduzieren und Verhandlungen darüber aufzunehmen;

die in der DDR und der CSSR stationierten Raketen mit einer Reichweite von weniger als 1000 km einzufrieren und unverzüglich Verhandlungen darüber aufzunehmen.

Zu welchen Zugeständnissen aber in diesen Fragen waren die Amerikaner bereit? Da ist nichts zu vermelden. Wären die Seiten hier zu einer Übereinkunft gelangt, dann einzig und allein, weil die UdSSR Kompromißbereitschaft gegenüber dem Westen zeigte.

Stein des Anstoßes

Dazu wurde die "Strategische Verteidigungsinitiative", Lieblingskind des

amerikanischen Militär-Industrie-Komplexes. Jetzt behaupten die Amerikaner zwei Dinge:

- a) Sie hätten in dieser Frage Zugeständnisse gemacht.
- b) Die UdSSR habe verlangt, den Vertrag über die Begrenzung der Raketenabwehrsysteme (ABM-Vertrag) zu ändern, zum Unterschied von den Amerikanern, die ihm im Laufe der gesamten "Übergangszeit" Treue bewahren wollten. Während erstere Behauptung sich als starke Übertreibung ausnimmt, ist zweite einfach eine Farce.

Vor Reykjavik hatten sich die Amerikaner bereit erklärt, sieben Jahre lang aus dem ABM-Vertrag nicht auszutreten, jetzt sollten es 10 Jahre sein. Das war das ganze Zugeständnis. Berücksichtigt man, daß in jedem Fall eine solche Frist nicht ausreicht, um die reale Stationierung eines Raketenabwehrsystems mit weltraumgestützten Elementen vorzubereiten, dann riecht der Vorschlag nach Bluff.

Es geht dabei nicht um die Frist, sondern um das Wesen der Sache. Der ABM-Vertrag **untersagt die Stationierung eines weltraumgestützten Abwehrsystems. Er verbietet die Erprobung von Komponenten eines solchen Systems im Weltraum.** Die UdSSR schlägt diesbezüglich vor: Verpflichten wir uns, innerhalb von zehn Jahren den Vertrag nicht zu verlassen, und sagen wir, um Mißinterpretationen vorzubeugen, daß sich die Erforschung und Erprobung auf den Laborrahmen beschränken sollen. Das ist eine **Erläuterung und Festigung des Vertrages.**

Die Amerikaner erklären: Nein, so gehe das nicht. Erstens hätten sie schon vor einiger Zeit eine neue Interpretation der Verbotsartikel des Abkommens entdeckt. Eine so weite Interpretation, daß diese Artikel amerikanischer Logik zufolge beliebige Tests schon nicht mehr verbieten, sondern angeblich erlauben.

Zweitens lehnen die USA den Vertrag heute nur deshalb nicht ab, weil sie selbst optimistischsten Prognosen zufolge nicht in der Lage sein werden, Raketenabwehrsysteme mit weltraumgestützten Elementen vor Mitte der 90er Jahre zu stationieren. Und dann müßte der Vertrag natürlich zur Seite geschoben werden, was auch der Sowjetunion vorgeschlagen wird. Ein schlimmer Vorschlag.

Schwäche oder Stärke?

Soweit der äußere Ablauf und das psychologische Drama im "Höfti". Zwei Philosophien stießen hier aufeinander.

Warum erklärte sich die UdSSR trotz allem zu so großen Zugeständnissen bereit? Aus Schwäche? Eben das behaupten Reagans Leute. In über sechs Regierungsjahren ignorierte die Administration Fragen der Rüstungskontrolle, forcierte vielmehr nach Kräften das Wettrüsten. Jetzt suggeriert sie, als habe sie ein Alibi erhalten: Sehen Sie, was ein

"starkes Amerika" bedeutet, "wir haben die Russen an den Verhandlungstisch gezwungen..." Wenn das jemanden überzeugt, dann nur diejenigen, die gewohnt sind zu glauben, daß es keinen Gott außer der Stärke gibt und daß Amerika stets recht hat.

Am wenigsten werden Dogmatismus und die Angst vor Etiketten helfen, uns in den komplizierten Realien der Verhandlungen zu orientieren. Nötig sind ein breites Herangehen, die Fähigkeit, die Perspektiven zu sehen und in großen Dimensionen zu denken.

Warum konnte man bei der Erörterung der Reduzierungen strategischer Waffen die Frage der Mittelstreckenraketen ausklammern? Weil diese Frage in einem gesonderten Abkommen behandelt und radikal gelöst werden sollte.

Warum aber mußte man die Amerikaner zu ihrer "Null-Lösung" zurückführen? Ist das nicht die nachträgliche Anerkennung, daß sie früher recht gehabt haben?

Als die Amerikaner 1981 ihre "Null-Lösung" präsentierten, wollten sie zweifelsohne nur das eine: Die Russen würden sie ablehnen, und dann könnten sie "reinen Gewissens" mit der Stationierung der US-Raketen in Europa beginnen. Reagans "Null-Lösung" zufolge hätte die UdSSR alle ihre vorhandenen Raketen (mittlerer Reichweite) vernichten sollen, die USA aber keine einzige Rakete... Doch jetzt, 1986, wurden in Westeuropa über 200 US-Raketen in Stellung gebracht, und immer neue Raketen kommen hinzu. Die Lage ist jetzt eine andere...

Im "Höfti" verfielen sich die Amerikaner in ihrem eigenen Vorschlag. Anfangs lavierten sie, da sie ihre Raketen nicht vollständig aus Westeuropa abziehen wollten. Doch für einen Rückzieher war es schon zu spät.

Das gleiche geschah auch bei den 50prozentigen Reduzierungen der strategischen Rüstungen. Die US-Administration hatte ja so viel Demagogie um diese Idee entfesselt, wobei sie sich selbst suggerierte, das sei für die Russen völlig unannehmbar, da die Sowjets nicht ohne ihre schweren Raketen auskommen könnten... Als aber dann dieser Vorschlag auf dem Verhandlungstisch im "Höfti" lag, war die amerikanische Seite ratlos.

Offenbar war die neue Diplomatie, mit der die USA konfrontiert wurden, die Hauptüberraschung: Das kluge und kühne Herangehen an jede Idee, unabhängig von deren Herkunft und Ruf, die Fähigkeit, in der Position des Partners ein Potential der Vernunft und möglicher Akzeptanz zu sehen. Die neue Diplomatie ist aus dem neuen Denken hervorgegangen.

Neue Diplomatie

Fürwahr umfassende Kompromißvorschläge wurden unterbreitet, weil sie nicht eine Ansammlung verstreuter

Ideen waren. Sie sind vielmehr Bestandteil eines einheitlichen Programms.

Als Michail Gorbatschow am 15. Januar das Programm für nukleare Abrüstung in drei Etappen bis zum Ende des 20. Jh. vorlegte, versuchten offizielle Kreise im Westen, das als Propaganda abzutun. Das hätten sie nicht tun sollen, da die vom Nuklearzeitalter hervorgebrachte totale Bedrohung nicht verbaler Natur ist. Die Notwendigkeit, diese Bedrohung abzuwenden, ist keine Propagandaformel. Die Idee einer kernwaffenfreien Welt ist keine schön klingende Lösung, sondern ein politischer Imperativ. Er fand Ausdruck in der programmatischen Erklärung vom 15. Januar.

Das Paket von Vorschlägen, das im "Höfti" auf den Tisch gelegt wurde, konkretisiert dieses Programm.

Die sowjetische Seite nahm so souveränen Positionsveränderungen vor, war zu Zugeständnissen und Kompromissen in den einen oder anderen konkreten Bereichen bereit, weil sie das Ziel — eine reale nukleare Abrüstung — klar sah. Die Fragen der strategischen Rüstungen, der Euroraketen, der Kernwaffentests und der Weltraumwaffen, die schon an sich überaus kompliziert sind, waren viel leichter zu lösen, wenn man sie in ihrer Interdependenz (nicht in ihrer Verschnürung, sondern in ihrem gegenseitigen Zusammenhang — so spricht man von dem Vorschlags-Paket) sieht und sie der Hauptaufgabe unterordnet. Zugeständnisse in Einzelpunkten bedeuteten Fortschritte in der Hauptfrage.

Wenn zwei Alpinisten, die einen Berg von verschiedenen Seiten erstürmen, fest abgemacht haben, den Gipfel zu erreichen, braucht nicht unbedingt jeder Schritt dem des anderen zu entsprechen. Das Gipfeltreffen wird sie in gleicher Weise belohnen. Die Frage ist nur, ob sie wirklich dieses Treffen auf diesem Gipfel wollen.

Ebendas begriffen die Amerikaner in den ersten drei Verhandlungsrunden in Reykjavik nicht. Sie pokerten wie gewohnt, wobei sie sich als "unbeugsam" präsentierten und mit diversen Vorschlägen wie dem unklaren Versprechen, die SDI-Technologie zu "überlassen", blufften. Sie meinten, die Trümpfe zu besitzen. Sie nahmen bereitwillig das entgegen, was ihnen angeboten wurde, doch als sie sahen, welche Summe sich aus diesen Teilergebnissen bildet, bekamen sie es mit der Angst. Zu einer atomwaffenfreien Welt, zu einer Welt ohne Wettrüsten waren sie nicht bereit. Ebendeshalb zogen sich die Amerikaner letztlich vom Verhandlungstisch im "Höfti" zurück.

Sinnloser Bluff

Als Anlaß dienten die "Sternenkriege".

Während man sich selbst den Erfolg zuschreibt, muß die Schuld am Scheitern der Vereinbarungen natürlich dem Partner gegeben werden. Reagans Leute

Gespräche am Issyk-Kul

Mitte Oktober fand in Frunse, der Hauptstadt der Kirgisischen SSR, und dann am See Issyk-Kul ein Treffen prominenter Kulturschaffenden statt, die der bekannte sowjetische Schriftsteller Tschingis Aitmatow eingeladen hatte.

Es kamen der Präsident des Klubs von Rom Alexander King, der Dramatiker Arthur Miller und der Prosaiker James Baldwin aus den USA, der britische Schauspieler und Schriftsteller Peter Ustinov, der französische Literat Nobelpreisträger Claude Simon, die bekannten Futurologen Alvin und Heidi Toffler, der kubanische Autor Lisandro Otero, der äthiopische Maler Afewerik Tekle und Vertreter der Öffentlichkeit aus anderen Ländern.

Wie kam es zu diesem Treffen, wie verlief es? Auf diese Fragen von NZ-Korrespondenten antwortete Tschingis Aitmatow:

"Wir sind alle Freunde und Gleichgesinnte, kennen einander seit langem und unterhalten herzliche Kontakte zueinander. Es war das Bedürfnis, nicht an einem offiziellen Verhandlungstisch, sondern sozusagen en famille zusammenzukommen und uns über Probleme zu unterhalten, die buchstäblich in der Luft liegen. So kam der Gedanke an die Organisation dessen, was jetzt 'Issyk-Kul-Forum' genannt wird, auf. Es geht um die Aussichten unserer Zivilisation, um die Rolle des Künstlers in der Welt von heute. All das sind globale Fragen. Es bildete sich eine informelle Gruppe von 17 Personen heraus, die den Wunsch hatten, einen Teil ihrer Zeit den Kontakten miteinander zu widmen, damit solche Kontakte uns allen bei der Lösung der

die Menschheit bewegenden Fragen helfen. Ich glaube, das 'Issyk-Kul-Forum' ist ein Zeichen der Zeit: komplizierte und außerordentlich wichtige Gegenwartsfragen nicht nur in herkömmlicher, sondern auch in neuartiger Form zu erörtern und zu lösen. Es geht darum, umdenken zu lernen". Am 20. Oktober wurden die Teilnehmer des Forums von Michail Gorbatschow empfangen.

In der Erklärung der Teilnehmer des Forums heißt es u. a.: "Neue Ideen müssen in alle Bereiche, auch in die Politik, eindringen, damit jedes Land umdenken lernt."

Einige Interviews:

James Baldwin (USA)

Die Wichtigkeit des Forums ist offenkundig. Aber ganz klar werden wir uns seiner Bedeutung erst später werden. Alle Menschen sind ja so verschieden. Sie haben vieles gemein, zugleich aber auch viel absolut

Unterschiedliches. Und da hier Menschen aus aller Welt zusammenkommen, wäre es sogar seltsam gewesen, wenn wir in allem einmütig gewesen wären. Was gilt, ist, daß wir uns im Wichtigsten einig sind. Es gilt auch, daß alle Teilnehmer des Forums danach streben, stereotype Begriffe zu überwinden, weil sie unsere Wirklichkeit nicht nüchtern wahrnehmen lassen. Wir versuchen, etwas zu unternehmen, damit diese Wirklichkeit humaner wird. Wir möchten, daß die Menschheit das Recht gewinnt, über ihr Leben und ihre Zukunft zu verfügen.

Lisandro Otero (Kuba)

Ein glänzender Einfall, Schriftsteller, Wissenschaftler, Maler und Schauspieler zusammenzubringen, damit wir uns einander besser kennenlernen, eine gemeinsame Sprache finden und eine gemeinsame Plattform ausarbeiten. Beifall sei auch, daß wir nicht als Vertreter von Organisationen kamen, sondern eben als Künstler, die der Einladung Tschingis Aitmatows folgten, seine Heimat Kirgisien zu besuchen.

Das Treffen brachte uns allen großen Nutzen. So tragen die offiziellen Beziehungen zwischen Kuba und den USA bekanntlich sehr angespannten Charakter, ja sie sind praktisch gleich Null. Doch stellte sich heraus, daß USA-Intellektuelle und ich über viele gemeinsame Probleme besorgt sind.

Alexander King
Präsident des Römer Klubs

Das Treffen verlief harmonisch.

tun jetzt ebendas. Natürlich seien die Abkommen, die von dem klugen und mutigen Präsidenten so großzügig vorgeschlagen worden seien, an der Starrheit der Russen in der Frage der "Strategischen Verteidigungsinitiative" gescheitert. Washington tut erstaunt: Warum haben sie nur solche Angst vor ihr? Meinen sie etwa, daß SDI Bestandteil des Erstschlagspotentials wird? Hat der Präsident ja erklärt, wir würden das System gemeinsam stationieren und das erst in zehn Jahren, wenn es auch keine ballistischen Raketen mehr geben werde... Was heißt da Erstschlag?

Mit diesen Worten geraten die Handelsreisenden in "Sternenkriegen" selbst in die Falle, die sie anderen stellen. Wenn es keine Raketen mehr geben wird, was soll dann eine Raketenabwehr? Und zudem noch für eine Billion Dollar?

Das ist unsere Versicherungspolice, hört man als Antwort. Vor wem? Vor euch Russen, damit ihr uns einfältigen Amerikaner nicht wie üblich betrügt... Und noch vor irgendwelchen Ver-

rückten... Könnte ja sonst tatsächlich plötzlich ein unbekannter Bewohner eines Irrenhauses ein Dutzend bodengestützte strategische Raketen basteln oder ein mit Trident-Raketen gespicktes U-Boot der Ohio-Klasse bauen.

Und um das überzeugender klingen zu lassen, sagen sie: Erinnert euch, Kampfstoffe waren schon nach dem ersten Weltkrieg verboten, wir aber haben die Gasmasken behalten... Doch niemand geht schließlich hausieren, um Gasmasken um jeden Preis zu verkaufen!

Ein undurchdringliches Raketenabwehrsystem ist ein Bluff. Über 7000 amerikanische Wissenschaftler, einschließlich 15 Nobelpreisträger (der "Washington Post" zufolge 57 Prozent der Wissenschaftler an über 20 führenden amerikanischen Universitäten), weigern sich, für SDI zu arbeiten, da sie nicht an dessen moralische Berechtigung oder Realisierbarkeit glauben. SDI ist Triebkraft für die Entwicklung modernster Waffen, von Nuklearwaffen der dritten Generation. Von welcher kernwaffenfreien Welt kann man träumen, wenn

man in ihr einen Rüstungswettlauf mit Waffen einer neuen Generation zuläßt? Wahnsinn ist das!

Ebendas will die Sowjetunion verhindern, und danach strebt die Großmacht USA.

Ein Nuklearkrieg kann nicht gewonnen, darf nicht geführt werden, erklärten die beiden führenden Repräsentanten bei ihrem Treffen in Genf — und zogen aus der gleichen Voraussetzung zwei verschiedene Schlüsse. Der eine, daß man sich um nukleare Abrüstung bemühen müsse. Der andere, den Einsatz zu erhöhen: von Nuklear- zu Weltraumwaffen.

Zwei Denkweisen stießen in der Villa "Höfti" aufeinander. Das Wettüben — das bisherige wie das künftige — zu beenden, das ist die sowjetische Haltung. Das höchste, zu dem sich bislang die Amerikaner bereit erklären, ist, den alten Rüstungswettlauf gegen einen neuen einzutauschen. Da haben sie sogar nichts dagegen, altes thermonukleares Gerümpel zu beseitigen.

M. S. GORBATSCHOW: DER MENSCH—DAS WICHTIGSTE

Bereits zu Beginn des Jahrhunderts hatte W. I. Lenin einen überaus tiefgehenden Gedanken geäußert — von der Priorität der Menschheitswerte gegenüber den Aufgaben der einen oder anderen Klasse. Heute spürt man die Bedeutung dieses Gedankens ganz besonders. Und wie möchte man, daß auch in dem anderen Teil der Welt die These von der Priorität der Menschheitswerte gegenüber allen anderen Wertvorstellungen, denen die einen oder anderen Menschen verhaftet sind, verstanden und akzeptiert wird.

Die Menschheit hatte stets genug Vernunft, Mut und Gewissen, die Ursachen der einen oder anderen Erschütterungen zu analysieren. Leider geschah das nicht selten, nachdem das Unglück schon passiert war. Wie wäre die Welt heute, wenn die Menschen jedesmal, wenn ein Unglück vor der Tür steht, es rechtzeitig abwenden könnten!

Aus der Vergangenheit haben wir alle Lehren gezogen, wobei wir Schwierigkeiten und Entbehrungen überwand, erneut haben wir uns aufgerichtet und sind vorangeschritten, jeder seinen Weg wählend. Doch was wird, wenn wir nicht in der Lage sein werden, die über unserem Menschheitshaus schwebende nukleare Bedrohung abzuwenden! Wenn das

geschähe, gäbe es schon keine Möglichkeit mehr, die Fehler zu korrigieren. Jetzt ist tatsächlich jener kritische Moment in der Geschichte gekommen, da deutlich wird, daß die tödliche Gefahr nur gemeinsam abgewendet werden kann.

Wir müssen laut von den Sorgen unserer Zeit sprechen, gemeinsam nach den notwendigen Lösungen bei der Festigung des Friedens jetzt und in Zukunft suchen, das Gewissen und die Verantwortung jedes Menschen für das Schicksal der Welt wecken.

Der Mensch — das ist schließlich das Wichtigste. Wenn ein Fortschritt in dem einen oder anderen Bereich von menschlichen Verlusten — nicht nur geistigen oder politischen, sondern auch physischen — begleitet wird, dann muß das System, das solche Verluste zuläßt, in Zweifel gezogen werden. Die Zivilisation muß — bei all ihren Schwierigkeiten und Widersprüchen — für das Leben, für den Menschen bewahrt werden. Wenn aber die Menschheit leben wird, dann wird sie mit diesen Widersprüchen schon irgendwie fertig werden.

Aus dem Gespräch Michail Gorbatschows mit Teilnehmern des Issyk-Kul-Forums

Unser Forum ist keine Organisation im üblichen Sinne des Wortes, wir verabscheuen jede Bürokratie. Hier tauschen schöpferisch tätige Menschen, die zur Lösung der schwierigsten Gegenwartsprobleme beizutragen bereit sind, ihre Meinungen aus.

In meinem Alter kann ich schon von Lebenserfahrungen sprechen. Und so möchte ich, daß meine fünf Enkel (darunter ein Arzt, ein Geologe und ein Dichter) eine glückliche Zukunft haben.

Peter Ustinov (Großbritannien)

In der Regel fällt es Intellektuellen nicht leicht, sich auf eine gemeinsame

Plattform zu einigen. Das Treffen am Issyk-Kul ist bemerkenswert, weil Menschen aus verschiedenen Ländern über Probleme, die sie interessieren, völlig frei diskutieren konnten und weil sie, was am wichtigsten ist, eine gemeinsame Position zu den schwerwiegendsten Problemen von heute gefunden haben.

Federico Mayor (Spanien)

Ich bin sicher: Neue Leiden lassen sich nicht mit alten Arzneien behandeln. Es braucht neue Initiativen, Verfahren, Gedanken. Die Wissenschaftler, Schriftsteller und Künstler

müssen sich nicht so sehr an die Realitäten von heute adaptieren wie vielmehr an der Zukunft mitbauen. Diesem Thema galt unser Forum.

Besonders erfreulich ist, daß diese Initiative bei der Sowjetregierung, dem Sowietvolk und Michail Gorbatschow größte Unterstützung fand. Der Generalsekretär empfing uns alle im Kreml zu einem Gespräch. Eine solche Unterstützung berechtigt uns zu einem besonderen Optimismus gegenüber der Zukunft unserer Bewegung.

Aufgezeichnet von N. Popowa und W. Galin

Die Zukunft ist nähergerückt

Enttäuschung beim Anblick der kurzen und kühlen TV-Abschiedsszene der Teilnehmer des Treffens im "Höfti" empfanden wir alle. Das Kino erinnerte an die Arche Noah — wir kamen aus vielen Ländern, doch die Enttäuschung war allgemein. Und die verbreitete sich mit Lichtgeschwindigkeit weltweit, grenzenlos, in gleicher Weise bei Russen und Amerikanern, beim Durchschnittsbürger und der politischen Elite. Was hatten wir alle eigentlich erwartet? Waren wir alle etwa so naiv gewesen zu meinen, hier könne es einfache Lösungen geben?

Natürlich nicht. Und doch hoffen wir. Selbst die Routiniertesten und Erfahrensten glaubten an ein mögliches Wunder. Die Welt will nicht mehr in Furcht leben. Die Welt ist der Konfrontation, des Wettrüstens überdrüssig. Und wir alle, Erdenbürger und Zeitgenossen der nuklearen Epoche, hoffen, wo wir auch leben mögen, und glauben insge-

heim, daß eines schönen Tages der Alptraum ein Ende haben wird — ist er ja der menschlichen Natur selbst zuwider. Und dieser windige und regnerische Tag in Island Mitte Oktober, voller quälender Erwartung... Warum nur wurde er nicht zu dem Tag, an dem die menschlichen Hoffnungen endlich in Erfüllung gehen?

Seitdem sind nicht wenige andere Tage vergangen. Der zeitliche Abstand zu dem Treffen wird größer und ..., es gewinnt im Bewußtsein der Menschen noch mehr an Bedeutung. Deutlicher wird, daß die Menschheit Zeuge eines großen Ereignisses war. Es nahm in sich die gesamte vorhergehende Etappe des Kampfes, der Polemik und der Widersprüche auf, zog darunter einen Schlußstrich. Daraus muß sich eine neue Richtung der Weltpolitik entwickeln.

Das neue politische Denken, die neue Diplomatie meldeten sich würdig zu Wort.

Neue Ideen nahmen Gestalt an. Sie werden weiter wirken und überall Anhänger finden.

Das, was noch unlängst eine Utopie schien — die nukleare Abrüstung —, gibt es bereits, sie manifestiert sich, wenn nicht in Form von Abkommen, so doch in Gestalt abgestimmter Pläne.

Natürlich waren die Differenzen zu ernst und tief, um eine leichte Entscheidung herbeiführen zu können. Doch wer hätte vor Reykjavik denken können, daß so radikale Vereinbarungen überhaupt möglich wären?!

... Bei der Begegnung hatten die amerikanischen Rechten ernstlich befürchtet, Reagan werde in die russische Falle gehen. Jetzt haben sie sich beruhigt. Doch war nicht vor unseren Augen das selbstbewußte, auf seine Stärke pochende Amerika zumindest mit einem Fuß in die "Falle" von Abrüstungsvereinbarungen gegangen? Nein, das kann nicht spurlos vorübergehen.

Die Zeit hilft uns, manches besser zu erkennen. Enttäuschung weicht Realismus und Hoffnung.

Reykjavik—Moskau

POLEMIK

● Sie haben eine äußerst brisante Frage angerissen, Herr Martin. Die jüngsten Ereignisse in Frankreich sind Anlaß, die Frage nüchtern zu überdenken.

Soweit ich sehe, gibt es zu unserem Diskussionsgegenstand drei Meinungen: 1. Die Aufenthaltsdauer der Ausländergemeinde verlängern. Sie ist in Frankreich bereits fest verwurzelt und nennt dieses Land stolz ihre "Asylheimat". 2. Man zwingt sie, "freiwillig" abzurücken. Das sollen die Gesetze bezwecken, an denen die jetzige Chirac-Regierung herumkonstruiert. 3. Man schmeißt sie einfach raus. Dazu fordern Herr Jean Marie Le Pen und seine Freunde so frenetisch auf. Da Sie die Haltung der rechtsextremen Nationalen Front vernünftig finden, neigen Sie also zu der dritten Lösung. Darf man schon gratulieren?...?

Allerdings ist das Schicksal der Menschen, die wirklich, ohne spötelnde Anführungszeichen, erniedrigt und beleidigt sind, der Menschen, als

Was sollen wir mit solchen Gästen?

Sehr geehrte Redakteure der "Neuen Zeit"! Ihre Zeitschrift nimmt in der Regel alle "Erniedrigten und Beleidigten" in Schutz. Das ist zwar sagenhaft menschlich, aber doch wohl etwas sehr blauäugig, meinen Sie nicht?

Wie ich darauf komme! Ganz einfach. Ich bin nämlich Pariser. Und viele von uns wurden Opfer, und ich möchte sagen, wir sind alle Geiseln ebendieser "Erniedrigten und Beleidigten". Ich denke dabei an diese buntscheckige Ausländermischpoke, die sich auf jede Art und Weise in Frankreich breitmacht, natürlich auch in Paris. Was dabei herauskommt! Wegen dieser Zaungäste wird die Arbeitslosigkeit noch unerträglicher. In unserer einst sicheren U-Bahn traut sich keine Frau mehr, allein zu fahren. Und Männer sind vor Raubüberfällen auch nicht sicher. In letzter Zeit muß man es sich zweimal überlegen, bevor man ins Geschäft geht. Für die, die Lust haben, es trotzdem zu versuchen: Es ist schließlich bekannt, daß die Explosionen in Geschäften und anderen öffentlichen Einrichtungen auch auf das Konto derer gehen, die aus Ländern südlich von Frankreich anreisen.

Die Zeit, die man spart, wenn man keine Geschäfte oder Kinos mehr besucht, kann man zum Nachdenken verwenden... Nein, ich billige keineswegs solch einschneidende Aktionen wie den Vergeltungsschlag der Vereinigten Staaten auf Libyen. Das birgt neue Komplikationen sowohl für diese Region als auch in ihrem Ausmaß in sich. Was jedoch die Haltung Herrn Le Pens und seiner Freunde in bezug auf die Immigranten angeht, kommt sie mir immer vernünftiger vor. Wir haben schon genug Probleme, als daß wir diese heißblütigen und unberechenbaren "Erniedrigten und Beleidigten" bei uns dulden könnten. Sollten denn wirklich Moskauer Journalisten auch weiterhin so trickreich nach Gründen fahnden, nur um zu beweisen, daß diese Kundschaft sich zu Recht auf französischem Boden aufhält!

Gaston MARTIN
Paris

Eine Unterstellung

deren "Opfer" und "Geiseln" Sie sich so überzeugt darstellen, mir offengestanden nicht gleichgültig.

Die Erniedrigung und Beleidigung der Völker, deren Nachkommen jetzt bei Ihnen leben und arbeiten, begann vor langer Zeit, während der kolonialen Expansion Frankreichs. Und sie zog sich hin. Ich werde immer an Algerien 1962 denken, an die Ruinen der Universitätsbibliothek und die schwarzen Wandschmiere-reien "Algerien ist Frankreich!" und "Es lebe der Tod!", gezeichnet: "OAS". Algerien siegte. Algerien wies die gewagte Behauptung der Kolonialmacht zurück, nach der das Mittelmeer Frankreich genauso teilt, wie die Seine Paris. Algerien hatte bewiesen, daß es Algerien war, und verkündete seine in blutigem und heldenhaftem Kampf geborene Lösung: "Es lebe ein Leben in Unabhängigkeit und Freiheit!". Damals zogen die Algerier einen Schlußstrich unter 132 Jahre koloniale Unterdrückung: keine eigene Industrie, keine Ärzte, Agronomen, Ingenieure... Viele ohne Arbeit. Wer Schulbil-

dung hatte, lächelte bitter, wenn er an den Satz aus seinem Geschichtsbuch zurückdachte, daß seine Vorfahren "blonde, blauäugige Gallier" waren.

Frankreich, das die Algerier in ihrem eigenen Land erbarmungslos ausgebeutet hatte, Frankreich, durch den Krieg gegen die Algerier entkräftet und in dessen Verlauf gerade noch um einen faschistischen Umsturz herumgekommen, dieses Frankreich also bedurfte in den 60er und 70er Jahren der Algerier so dringend, um die eigene zerrüttete Wirtschaft zu entwickeln und öffnete ihnen sperrangelweit die Landesgrenzen.

Algerier, Tunesier, Marokkaner, Senegalesen, Haitianer und Portugiesen, welche die unerträgliche Not in ihrer Heimat in Ihr Land zwang, leisteten und leisten auch heute noch einen wesentlichen Beitrag zu seiner wirtschaftlichen Entwicklung. Sie machten und machen die schwersten und schmutzigsten Arbeiten, die, bevor die heutigen, wie man bei Ihnen sagt, "bleischweren Zeiten" anbrachen, die Franzosen angewidert

von sich wiesen. Wie kann man also ausgerechnet sie für Katastrophen verantwortlich machen, die über Frankreich hereingebrochen sind? Die gigantische und bereits fatalistisch "nicht abbaufähig" genannte Arbeitslosigkeit, die jetzt zweieinhalb Millionen Menschen erfaßt hat, wurde, wie ernstzunehmende Untersuchungen beweisen, keineswegs durch eine "Ausländerinvasion" hervorgerufen, sondern durch eine tiefe Krise der Wirtschaft, die unentwegt "liberalisiert" wird. Unter diesem sozialen Elend leiden die "Gäste" nicht weniger, sondern mehr als die "Gastgeber", das französische Proletariat.

Die durch Unternehmerwillkür und antidemokratische Maßnahmen der Regierung hervorgerufene Verzweiflung kennt keine Rassenschranken. ● Nun zu den Terrorakten. Wir teilen, Herr Martin, die Entrüstung der Franzosen. Explosionen, bei denen vollkommen unschuldige Menschen ums Leben kommen, Explosionen, die allgemeine Angst hervorrufen, damit können sich Vernunft und Gewissen eines normalen Menschen nicht anfreunden. Terrorismus ist eine widerliche Erscheinung. Dafür gibt es keine

Rechte
Wer b
schreib
die a
Frankr
denn n
wie in
alle Ar
den, G
Dauerte
"heißbl
um Ihre
sischer
erschiel
sie aus
beleidig
"Ratten
vor
OAS-Fa
tet. Un
Rassiste
tenfäng
ohnehin
brachte
terdrück
Mensch
ren, ve
bock z
Verbren
begang
leumdun
nung g
die fals

Die
heimtüc
Rechtsv
allemaal
aus de
und pe
Arbeits
dern d
chauvin
gesund
die W
Bewußt
Herden
senspsy
Dunstkr
werden
zu neh
nehmbar
men de
akzeptie
Auch
daß die
nach A
klären,
deln. K
dem pa
Terror
kein ein
sondern
diskrimi
und Fri
● Imme

...e Vergebung. ...er, wie Sie ...o derer geht, ...südlich von ...nd: Wer weiß ...die "Araber", ...vereinfachend ...genannt wer- ...Opfer eines ...eiten noch ...echenbarer", ...tzen, franzö- ...rden? Man ...Straße, wirft ...prügelt sie, ...ntlichkeit als ...nung hatten ...eljahrhundert ...rien verbrei- ...fascistoiden ...geniert "Rat- ...las: Um den ...Kochen ge- ...auf un- ...erniedrigte ...ch zu schü- ...um Sünden- ...man ihnen ...ie sie nie ...dieser Ver- ...tliche Mei- ...iert und auf ...t werden. ...rimitiv, wie ...von einer ...ie ein für ...er "Araber ...nachweist, ...arabische ...d aus Län- ...mmen. Ein ...uff ab. Der ...nd streckt ...llschaftliche ...rchaischem ...Eine Mas- ...in deren ...gezwungen ...are Münze ...die unan- ...nen im Na- ...enses" zu ...eder heißt, ...Herkunft ...noch zu ...g sie han- ...Volk, auch ...t, kann an ...n. Er löst ...s Problem, ...ösung und ...r Freiheit ...en.

unter dem Vorwand des Kampfes gegen den Terror Akte des Staatsterrorismus verübt werden, wie das Bombardement libyscher Städte Le Pen ist allerdings dafür. Er ist nicht der einzige. General Bigard, der sich ebenfalls im Algerien-Krieg mit "Ruhm" bedeckt hat, artikuliert seine Haltung zu den jüngsten Vorfällen wie folgt: "Schluß mit dem Gequatschel! Jetzt heißt es handeln und weniger reden." Der General schließt messerscharf: "Mit Pazifismus und Terrorismus befinden wir uns bereits im Kriegszustand." Der israelische Botschafter in Frankreich, Soffer, teilt diese Ansicht und erklärt, daß "der dritte Weltkrieg gegen den Westen" bereits beginne und daß "die NATO im Nahen Osten eingreifen muß". Der scharfsinnige Botschafter will genau wissen, daß der Beschluß über die Durchführung der jüngsten Terrorakte "auf der Nichtpaktgebundenenkonferenz in Harare" angenommen worden war.

Also, würde es keinen Terrorismus geben, hätte man ihn für diejenigen, die sich seiner für ihre niedrigen Ziele bedienen, erfinden müssen. Reaktionäre unterschiedlichen Kalibers versuchen, aus dem Tod unschuldiger Menschen politisches Kapital zu schlagen. Sie werfen Terroristen und Pazifisten, die gegen einen Atomkrieg protestieren, in einen Topf. Sie rufen zu einer imperialistischen Aggression gegen den Nahen Osten auf. In Frankreich selbst schüren sie den Rassenhaß. Sind Sie, Herr Martin, auf demselben Trip?

Die Worte einer Landsmännin von Ihnen, in deren Leben der Terror brutal eingebrochen ist, haben mich tief beeindruckt. Im Mai 1985 hatten Terroristen ihren Mann, den französischen Journalisten Jean-Paul Kauffmann, im Libanon gekidnappt. Seitdem lebt sie in der Hoffnung, daß man ihn nicht tötet. Joelle Kauffmann sagte: "Ich bin dagegen, daß man Terror mit Krieg verwechselt, wie das jetzt geschieht. Ich meine sogar, daß man mit Repression allein den Terror nicht aus der Welt schafft. Man muß zu ergründen suchen, woher er kommt. Alles, was in der letzten Zeit passiert, ist grauenhaft und alarmierend, sowohl die Welle terroristischer Anschläge, als auch die Hysterie, dieses rassistische, araberfeindliche Klima, das man jetzt züchtet..."

V. ZOPPI

Mitglied des Redaktionskollegiums der "Neuen Zeit"

„BITTE NEHMEN SIE DIESEN DOLLAR..."

Aus vielen Ländern gehen bei der Staatsbank der UdSSR unter der Kontonummer 9041 ("Tschernobyl"-Konto) Geldüberweisungen als Hilfe für die Opfer ein. Einige unserer Leser kennen das Konto wahrscheinlich nicht und wenden sich an die "Neue Zeit".

"Ich bin Palästinenser und studiere in den USA an der Kansas-Universität", schrieb uns Saad Shimi in seinem Brief an die Redaktion. "Ich bin nicht reich. Deshalb nehmen Sie bitte diesen Dollar, den ich an den Tschernobyl-Hilfsfonds überweise als Zeichen meines Mitgefühls und meiner Achtung für die in Not geratenen Menschen. Sie setzen sich immer für die richtige Sache ein, für den Weltfrieden, und unterstützen alle Völker, die für Gleichberechtigung und Unabhängigkeit kämpfen, unter anderem auch das palästinensische."

"Ich bin jetzt Rentner," lesen wir in einem Brief, den wir von Giuseppe Giordano aus Rom erhielten, "aber ich halte es für erforderlich, 50 000 Lire von meinen bescheidenen Mitteln zu überweisen. Geben Sie sie bitte weiter an den Tschernobyl-Hilfsfonds."

Wir danken unseren Lesern für ihre Menschlichkeit.

Der dritte von links ist Antonio Arias



ERLEBTE VERGANGENHEIT

Brüderlich im Kampf

Ich habe Ihren Artikel "Erster Kampf gegen den Faschismus" in Nr. 29/86 gelesen, in dem Antonio Arias erwähnt wird. Ich schicke Ihnen hiermit ein Foto, das vor 50 Jahren in Spanien aufgenommen wurde. Darauf sind Piloten eines republikanischen Geschwaders zu sehen, die in den offenen Kampf gegen den Faschismus starteten. Unter ihnen A. Arias, ein einfacher Arbeiterjunge und Kommunist.

Als Drucker erfaßte Antonio jede Technik schnell und in seinem Jagdflugzeug schlug er sich kühn mit dem Feind. Er kämpfte in ein und demselben Geschwader mit dem bemerkenswerten Piloten Sergio, der sein bester Freund wurde. Mit "Sergio" ist Sergej Grizewez gemeint, unser erster zweifacher Held der Sowjetunion. Der berühmte Pilot hatte Antonio seinen Pilotenhelm geschenkt.

Antonio setzte seinen Kampf gegen den Faschismus zusammen mit sowjetischen Piloten an den Fronten des Großen Vaterländischen Krieges fort. 24 feindliche Flugzeuge gehen auf sein Konto. Nach dem Krieg lebte er in "Sergios" Heimat Belorussland. Er suchte dessen Vater I. Grizewez auf und saß oft mit ihm zusammen. Später zog er nach Minsk um und freundete sich mit den Schülern einer Mittelschule an, deren Pionierorganisation den Namen seines Kampfgefährten trug.

Familie SADOWSKI
Minsk



Stockholmer Konferenz: EIN SIEG DER VERNUNFT

Oleg GRINEWSKI, Leiter der sowjetischen Delegation und Sonderbotschafter, erzählt unserem Korrespondenten Nikita Sholkwer über den Sieg des vernünftigen Herangehens.

Die erste Konferenzetappe schloß also erfolgreich ab: Ein wichtiges Abkommen über vertrauens- und sicherheitsbildende Maßnahmen wurde unterzeichnet. Die meisten der Fragen, die ich Ihnen stellen möchte, betreffen die Bestimmungen des Schlußdokuments. Doch zunächst vielleicht etwas über die Anfänge von Stockholm.

Offen gestanden ist es keine angenehme Erinnerung. Die Konferenz begann ihre Arbeit in einer überaus zugespitzten Weltlage. Das Pentagon ging gerade daran, Pershing2- und Flügelraketen nach Europa zu liefern. Wir trafen Gegenmaßnahmen in der DDR und der CSSR. Die Verhandlungen in Genf über Mittelstreckenraketen und strategische Rüstungen waren zusammengebrochen. Bei weitem nicht alle glaubten damals, daß die Konferenz überhaupt stattfinden würde.

Trotzdem behielten die Optimisten recht.

Ja, aber das Grollen des politischen Donners erreichte auch Stockholm.

Inwiefern!

Die Vertreter der US-Administration konnten nicht Falken in Genf und Tauben in Stockholm zugleich sein. Und auch in Stockholm verfolgten sie ihren harten Kurs. Außenminister Shultz schloß in seinen damaligen Erklärungen die Möglichkeit praktisch aus, daß wie auch immer geartete Vereinbarungen über vertrauensbildende Maßnahmen erzielt werden könnten. Mehr noch, die Amerikaner meinten, diese Konferenz sei nicht der geeignete Ort, Fragen wie etwa die Nichtanwendung von Gewalt zu erörtern. Dabei ist gerade das der Nerv des Vertrauens. Die USA demonstrierten auch sonst ihr völliges Desinteresse an einer Vereinbarung.

Und die anderen westlichen Teilnehmer!

Objektiv waren sie an einem positiven Resultat interessiert. Leider bezogen aber auch sie zuerst eine unkonstruktive Position, wenn sie auch nicht so unverhältnismäßig war wie die der USA.

In den ersten Monaten der Konferenz nannten einige Journalisten sie ein Stück aus dem absurden Theater...

... und waren von der Wahrheit nicht allzuweit entfernt. In ihrer ersten Hälfte ähnelte die Konferenz eher einem Diskussionsklub. Die Delegationen tauschten ihre vorbereiteten Reden aus und stritten um Zweitrangiges. Hierbei bestellte jede Seite sozusagen ihren eigenen Acker: Die sozialistischen Staaten unterbreiteten ihre Vorschläge, die westlichen bestanden auf den ihren. Allerdings muß ich sagen, daß wir alle in Stockholm selbst in jener komplizierten Zeit vernünftig genug waren, einen Zusammenbruch nicht zuzulassen.

Wie erklären Sie die Wendung, die dann doch eintrat!

Unserer Meinung nach begann diese Wendung im Herbst 1985, als Michail Gorbatschow in Frankreich weilte. Wie Sie sich sicher erinnern, wurde bei den Gesprächen in Paris viel über die Probleme Europas diskutiert. Gerade während dieses Besuchs wurde der Schlüssel zum Verständnis vieler europäischer Probleme gefunden. Man legte

Am 19. September um 22. 56 wurde die Uhr gestoppt. Die Arbeit dauerte aber noch 2 Tage. Am 22. September wurden die Flaggen vor dem Konferenzhaus niedergeholt. Nächster Treffpunkt — Wien.

Foto aus: "Dagens Nyheter" (Schweden)

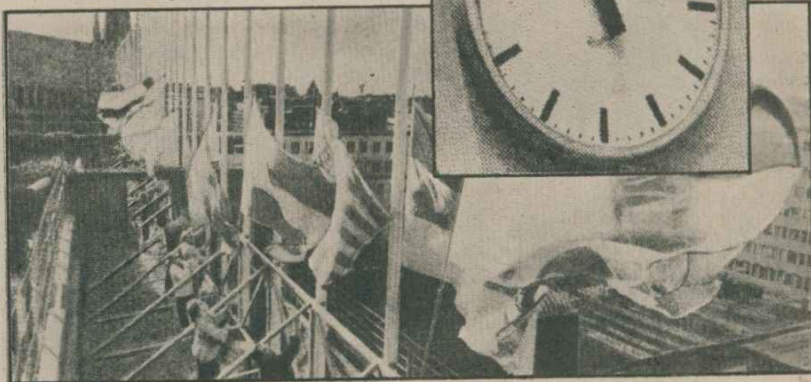
den Fragenkreis fest, der den Gegenstand einer künftigen Vereinbarung bilden könnte, und umriß ihre Konturen. Am Ende des Jahres wurde auch auf der Stockholmer Konferenz ein solches Einvernehmen erzielt. Schließlich gründete man spezielle Arbeitsorgane, und sie befaßten sich mit Fragen, die den Sicherheitsinteressen entsprechen. Erst nachdem das allgemeine Diskussionsthema festgestellt worden war, begann die eigentliche Arbeit.

Aber bis zu einer endgültigen Vereinbarung und bis zur praktischen Ausarbeitung von Bestimmungen war es noch weit...

Ja, gewiß. Die Bewegung, die eben erst eingesetzt hatte, stolperte bald über die Frage der Information über große Übungen der Land-, See- und Luftstreitkräfte. Einige Konferenzteilnehmer faßten den Auftrag des Madrider Forums unterschiedlich auf oder deuteten daran herum, um so offensive Teilstreitkräfte wie die Luftwaffe und die Flotte aus der Benachrichtigung auszuklammern.

Wie konnte ein Ausweg diesmal gefunden werden!

Die Erklärung Michail Gorbatschows vom 15. Januar 1986 enthielt eine kühne und zugleich einfache Lösung: Wenn es nicht gelingt, solche Benachrichtigungen



im Komplex zu vereinbaren, so könnte man nach Teillösungen suchen, z. B. zuerst die Information über großangelegte Übungen der Land- und der Luftstreitkräfte berücksichtigen und die Frage der Aktivitäten der Seestreitkräfte als nächste Etappe prüfen. Allmählich brach sich dieser vernünftige Vorschlag Bahn und bildete die Basis des in Stockholm erzielten Kompromisses. Ich will es nicht verhehlen, es kostete alle Konferenzteilnehmer harte Arbeit.

Die Konferenz hätte unbedingt am 19. September abgeschlossen werden sollen. Wann und warum wurde dieses rigorose Reglement festgesetzt?

Es ist so, daß alle Konferenzen im Rahmen des gesamteuropäischen Prozesses zeitlich begrenzt sind. Und das ist gut so, denn sonst könnten sie uferlos werden. Die erste Etappe der Stockholmer Konferenz mußte vor dem Wiener Treffen der KSZE-Staaten abgeschlossen werden — es beginnt schon am 4. November und will gut vorbereitet werden. Deshalb beschloß man Ende 1985, die Arbeit in Stockholm spätestens am 19. September abzuschließen. Das disziplinierte und trieb uns, wenn Sie wollen, an.

Trotzdem gelang es am 19. September nicht, das Dokument zu unterzeichnen. Die Uhr mußte gestoppt werden. Warum?

Zu diesem Zeitpunkt war das Abkommen praktisch fertig. Es gab jedoch keine hundertprozentige Gewißheit, daß alle es unterzeichnen würden. Zwei Probleme mußten noch vereinbart werden. Eines davon waren die Inspektionen. Seine Erörterung begann im Grunde erst am 19. August, später als die der anderen Themen. Allerdings nahm die Einigung schon konkrete Konturen an, man ahnte auch eventuelle Kombinationen und Kompromisse. Trotzdem reichte die Zeit für eine Lösung nicht aus.

Die zweite große ungelöste Frage waren die Parameter, die konkreten Werte aus dem Bereich jener Aktivitäten, über die benachrichtigt werden sollte. Hier bestanden noch recht große Diskrepanzen — u. a. wegen der Taktik einiger westlicher Delegationen, die es darauf anlegten, besagte Fragen bis zum letzten Augenblick auszusparen, damit die Konferenz in Zeitnot geriet. Am Morgen des 19. September begannen wir damit, die endgültig vereinbarten Teile des Dokuments, seine Einleitung, die Titel, die Abschnitte über die Nichtanwendung von Gewalt, die Beobachtung, über den Austausch von Plänen der zu meldenden militärischen Aktivitäten, über die Einschränkungen sowie den Schlußteil zu bestätigen. Das war schon etwas. Die vereinbarten Abschnitte bildeten eine reale Grundlage für die gesamte Lösung. Deshalb stoppten wir am Abend die Uhr. Seit diesem Augenblick wurde Tag und Nacht gearbeitet. Wir vereinbarten die letzten ungelösten Fragen, füllten die Lücken in den Fragen der Inspektion und der Parameter aus. Letzten Endes



Oleg Grinewski: "Ich blicke optimistisch in die Zukunft"

wurde das Schlußdokument unterzeichnet.

Zeitlich fiel das mit den Gesprächen Eduard Schewardnadses und George Shultz' in New York zusammen. Besteht hier ein unmittelbarer Zusammenhang? Oder ist das ein reines Zusammentreffen von Umständen?

Nein, das ist kein Zusammentreffen, aber ich würde die Frage weiter auflassen. Das Stockholmer Dokument ist Ergebnis vieler Anstrengungen der Seiten bei den verschiedensten Treffen und Verhandlungen. Den Hauptimpuls gaben die Gipfeltreffen. Ich erwähnte bereits den sowjetisch-französischen Gipfel. Eine große Rolle spielten auch die Kontakte der Außenminister der UdSSR, Großbritanniens, Italiens, der BRD und anderer europäischer Länder. Selbstverständlich wurden Fragen einer Übereinstimmung in Stockholm auch bei den von Ihnen erwähnten Gesprächen in den USA behandelt.

Und jetzt unmittelbar zum Wortlaut des Dokuments. In Stockholm wurde der Beschluß gefaßt, über Übungen der Landstreitkräfte anfangen mit einer Stärke von 13 000 Mann und 300 Panzern zu benachrichtigen. Zuerst bestanden die Amerikaner auf 6000 und die Sowjetunion auf 20 000 Mann. Wirkt der amerikanische Vorschlag nicht sympathischer?

Nur auf den ersten Blick, und auch das lediglich für Laien. Dies aus folgendem Grunde. In der Schlußakte von Helsinki, wo solche Benachrichtigungen erstmalig erwähnt werden, ist die Rede von 25 000 Mann. Das ist natürlich eine sehr hohe Zahl. Die NATO-Länder fielen mit ihrer Zahl von 6000 Mann meines Erachtens in das entgegengesetzte Extrem. Eine solche Stärke ist im Grunde für die übliche Tätigkeit der Truppen typisch. Dabei hatten wir, als wir vom Vertrauen sprachen, vor allem jene

militärischen Aktivitäten im Auge, die die Sicherheit der europäischen Staaten gefährden, d. h. als Vorbereitungen zu einem Angriff aufgenommen werden könnten. Kaum jemand würde die Verlegung von 6000 Soldaten in einem Nachbarland als Vorbereitung zu einer Aggression gegen seine Heimat betrachten.

Somit verfolgte der amerikanische Vorschlag nicht das Ziel, das Vertrauen in Europa zu festigen. Im Gegenteil, die Amerikaner zielten darauf ab, die tagtäglichen Aktivitäten der Streitkräfte der europäischen Staaten zu erkunden und unter Kontrolle zu nehmen. Mit der Festigung des Vertrauens hat das aber nichts gemein.

Wie wurde der Kompromiß erzielt?

Beide Seiten kamen einander entgegen. Vor allem galt es, jede Einmischung in die routinemäßige Tätigkeit der Armeen auszuschließen, ganz gleich, ob es sich um die Warschauer Vertragsstaaten, die NATO-Staaten, die Neutralen oder die Nichtpaktgebundenen handelt. Allmählich wurden die Positionen einander angenähert. Wir schlugen die Zahl von 18 000 vor. Die westlichen Partner waren dagegen, trotzdem konnten sich die sozialistischen, neutralen und nichtpaktgebundenen Länder auf die vernünftige Zahl von 13 000 Mann einigen. Als dieser Wert vereinbart wurde war, wurde klar, daß die Seiten bei all den Unterschieden in ihren Positionen einander doch wesentlich entgegenkommen können.

Nicht minder kompliziert war wohl, die Frage der Inspektionen zu vereinbaren? Im Westen wurde behauptet, die UdSSR würde eine solche Maßnahme nie akzeptieren. Deshalb waren viele über das positive Ergebnis in Stockholm sogar verwundert.

Darin äußert sich das alte, stereotype Denken, das bei Politikern wie auch einfachen Westeuropäern noch recht tief verwurzelt ist. Bei vielen Abrüstungsgesprächen wird die Frage der Kontrolle als der Stein des Anstoßes herausgestellt — nicht ohne Absicht. So wurde das Märchen kolportiert, die UdSSR werde auch niemals Inspektionen auf ihrem Territorium dulden. Stockholm machte dieses Märchen zunichte. Dort, wo es sich um einen ernsthaften Verhandlungsgegenstand, etwa die Abrüstung oder vertrauensbildende Maßnahmen, handelt, ist die UdSSR nicht weniger, ja vielleicht noch mehr als viele andere Staaten daran interessiert, daß alle die übernommenen Verpflichtungen einhalten. Ich glaube, Stockholm liefert ein überzeugendes Beispiel für unser Herangehen an die internationalen Angelegenheiten, für das neue politische Denken. Das sind nicht nur Worte. Auf diesen Prinzipien beruht das von Michail Gorbatschow am 15. Januar bekanntgegebene Programm der nuklearen Abrüstung, und auch der Budapester Appell der sozialistischen Länder, der die konventionellen Rüstungen betrifft,

hat die gleiche Basis. Unser neues Herangehen gipfelt in konkreten Taten. Auch in Stockholm haben wir ja viele unsere Ansichten überprüft. Deshalb darf es nicht wundernehmen, daß in Stockholm Kontrollmaßnahmen vereinbart wurden.

Warum ist die UdSSR dann nicht noch weiter gegangen und hat die von den Amerikanern vorgeschlagene Kontrolle bis hin zum Aufbau, zur Standortverteilung und der außerhalb der Garnisonen verlaufenden Truppentätigkeit nicht angenommen?

Wir wollen das mal unter die Lupe nehmen. Worauf kann ein solcher Vorschlag abzielen? Auf die Festigung der vertrauensbildenden Maßnahmen? Keineswegs. Die Benachrichtigungen (über Manöver, Verlegungen, Bewegungen, Truppenkonzentrationen) sehen ja keinen Austausch von Informationen über den Aufbau der Truppen, ihre Dislozierung und ihre Stäbe vor. Solche Informationen sind auch nicht nötig. Die Kontrolle muß den konkreten Schritten gelten, und gerade dazu muß die Inspektion da sein.

Außerdem blüfften die Vertreter der USA und der NATO immer wieder in der Hoffnung, die UdSSR und die anderen sozialistischen Länder würden eine Inspektion nicht akzeptieren. Als wir unsere Maßnahmen auf diesem Gebiet vorschlugen, erwies es sich, daß die Delegationen einiger westlicher Länder nicht bereit waren, konkrete Fragen zu erörtern und zu lösen. Und das war einer der Gründe, warum wir das Schlußdokument am 19. September nicht unterzeichnen konnten. Obigens gab es Differenzen über diesen Standpunkt auch unter den NATO-Ländern selbst.

Das Schlußdokument der Konferenz spricht von drei Inspektionen im Jahr. War das ebenfalls eine Kompromißzahl zwischen zwei extremen Positionen?

Nun, das war kein Durchschnitt. Die

USA schlugen zuerst 68 Inspektionen auf dem Territorium jedes Staates vor. Das war natürlich absolut nicht ernstzunehmen. Die US-Verbündeten und auch die Amerikaner selbst gaben das zu. Man nehme z. B. die Bundesrepublik, in der die meisten NATO-Übungen stattfinden. Kann die BRD 68 Inspektionen im Jahr bei sich aufnehmen? Außerdem wäre es absurd, jeden theoretisch möglichen Verstoß gegen das Abkommen über vertrauensbildende Maßnahmen durch Inspektionen zu überprüfen. Das ist, wie wenn man jeden potentiellen Verbrecher von einem Ordnungshüter überwachen ließe. An sich ist die Inspektion ein Mittel der Zurückhaltung, eine Drohung an jenen, der einen Verstoß im Schilde führt: Wer es wagt, die erzielten Vereinbarungen zu verletzen, kann in flagranti erappt werden. Von diesem Standpunkt aus würden selbst eine oder zwei Inspektionen genügen. Sie kommen ja immer überraschend.

Wie verhielten sich die Vertreter der NATO-Länder zu diesem Vorschlag? Welches war ihr Gegenvorschlag?

Offiziell gar keiner. Doch in den Wandelgängen der Konferenz wurde von fünf oder sechs Inspektionen gesprochen. Letztendlich gewann die Vernunft die Oberhand, man erzielte einen Kompromiß. Drei Inspektionen — das steht dem Vorschlag der UdSSR sehr nahe.

US-Verteidigungsminister Weinberger meint, die in Stockholm ausgearbeiteten Kontrollmaßnahmen seien wenig effektiv.

Seine Sache. Obigens bestehen ja auch noch die nationalen technischen Kontrollmittel. Man darf sie nicht außer acht lassen. Wenn 13 000 Soldaten und 300 Panzer zu einer Übung ausziehen, kann das selbstredend nicht unbemerkt bleiben. Moderne Erdsatelliten können weit geringere militärische Aktivitäten ausmachen. Also ist die Inspektion nur

ein zusätzliches Mittel, damit man sicher ist, daß die übernommenen Verpflichtungen strikt eingehalten werden.

Noch eine Frage zu den Inspektionen. Auf einer Pressekonferenz sagten Sie, daß Sperrzonen, Militär- und Verteidigungsobjekte aus der Kontrolle ausgeklammert werden. Bietet das nicht jenen ein Hintertürchen, die bestrebt sind, die Vereinbarungen zu verletzen oder bestimmte zu meldende Formen militärischer Aktivitäten zu verbergen?

Nein, das denke ich nicht. Von diesem Standpunkt aus wurde alles in Stockholm sehr sorgfältig durchgearbeitet. Obigens wurde die Bestimmung über die Sperrzonen auf Anregung der westlichen Länder ins Schlußdokument aufgenommen. Die Konferenzteilnehmer kamen überein, in den Sperrzonen, in Militär- und Verteidigungsobjekten keine Inspektionen durchzuführen. Die Erkenntnis setzte sich durch und wurde im Text fixiert, daß militärische Aktivitäten, über die informiert werden muß, in solchen Sperrgebieten nicht stattfinden dürfen.

Auf Initiative der UdSSR wurde ins Schlußdokument der Abschnitt über die Nichtanwendung von Gewalt aufgenommen. Vor kurzem nannten Sie dieses Kapitel "die Krönung des Romans Stockholm". Moskau mißt dieser Bestimmung erstrangige Bedeutung bei. Im Westen aber, vor allem in den USA, steht man eher ironisch dazu. Mehr noch, die Amerikaner waren von Anfang an kategorisch gegen die Aufnahme dieses Abschnitts ins Schlußdokument. Warum ist das erzielte Abkommen über die Nichtanwendung von Gewalt so wichtig?

Jedes internationale Abkommen, besonders eines über die Sicherheit oder Abrüstung bzw. über das Vertrauen, muß ein klares Ziel haben. Wir vereinbaren die Einladung von Beobachtern, den Austausch von Plänen der militärischen Aktivitäten sowie Kontrollmaßnahmen.

KOMPETENTE MEINUNG

Vertrauen — Teil der strategischen Stabilität

Andrej KOKOSCHIN

stellvertretender Direktor des Instituts für die USA und Kanada der AdW der UdSSR

Damit ein Krieg, ganz gleich, ob nuklear oder konventionell, verhütet wird, sind heute wie nie zuvor strategische Stabilität sowie die Klarheit und Beständigkeit der militärisch-politischen Situation notwendig. Warum?

Es ist so, daß die militärische Konfrontation zwischen der UdSSR und den USA, zwischen dem Warschauer Vertrag und der NATO einen überaus hohen Stand erreicht hat. Die Steuerung der enormen, mit modernster Technik

saturierten Kriegsmaschinerie ist viel komplizierter geworden. Die jeweilige Situation adäquat zu beurteilen, fällt schwer, besonders unter den Verhältnissen einer Krise oder mehrerer Krisensituationen. Die Fortsetzung des nuklearen Wettüstens vergrößert das gegenseitige Mißtrauen, und die strategische Stabilität tendiert dazu, sich auf ein Maß zu vermindern, bei dem selbst das Gleichgewicht aufhört, ein Faktor der militärisch-politischen Zurückhaltung zu sein.

Die konventionellen Waffen, von denen unser Kontinent strotzt, bilden eine zusätzliche Gefährdung. Einige davon sind heute, was ihre Stärke und ihren Schädigungsfaktor betrifft, mit taktischen Kernwaffen vergleichbar. Somit verwischt sich die Grenze

zwischen konventionellem und nuklearem Krieg, die atomare Schwelle wird niedriger, um so höher dafür die Gefahr, daß sich ein konventioneller Konflikt zu einem nuklearen auswächst. Die Kampfmöglichkeiten der Land-, Luft- und Seestreitkräfte, die Reichweite ihrer Waffen und ihre Manövrierfähigkeit sind stark gewachsen. Die Zeit für die Konzentrierung von Stoßgruppen hat sich verkürzt. Die neuen konventionellen Waffen haben technische und operative Werte, die es möglich machen, daß im Falle eines Krieges sein Brand beinahe augenblicklich auf ein gewaltiges Territorium, ja auf den ganzen Kontinent übergreift; in den Kriegen der Vergangenheit gab es diese Schnelligkeit nicht. Wie eng im modernen System der inter-

Wozu? Was ist das Ziel dabei? Unser Ziel besteht darin, wie wir klipp und klar erklärt haben, die Nichtanwendung von Gewalt zu einem Gesetz der zwischenstaatlichen Beziehungen zu erheben. Gewiß, der entsprechende Abschnitt des Abkommens wiederholt Bestimmungen aus der UNO-Charta und der Helsinki-Schlußakte. Aber wenn es sich um die Nichtanwendung von Gewalt handelt, dürfte es schwerfallen, etwas Neues zu erfinden. Die gegenwärtige Vereinbarung ist allerdings so formuliert, daß im Mittelpunkt Fragen der Nichtanwendung bewaffneter Gewalt stehen. Die Rede ist also von der Nichtanwendung von Gewalt in jeder Form, nicht nur politisch und wirtschaftlich, sondern auch militärisch. Das ist das Kernstück des Stockholmer Dokuments.

Die Londoner "Times" nannte das Stockholmer Schlußdokument eine "Abmachung". Auch in den USA rechnet



in Stockholm werden die Seiten
ander über Übungen informieren, bei
den über 13 000 Mann und 300 Panzer
eingesetzt sind

Fotochronik der TASS

nationalen Beziehungen alles
zusammenhängt, zeigt sich be-
sonders anschaulich darin, daß
ein bewaffneter Konflikt, selbst
unter Einsatz nur konventioneller
Waffen, von Anfang an die
weitesten Ausmaße annehmen
kann. Somit ist die Anfangs-
periode eines Krieges nach
Meinung vieler Militärexperten
inmitten, den späteren
Verlauf der Kriegshandlungen
auf das stärkste zu beeinflussen.

Deshalb befinden sich die
einander gegenüberstehenden
Seiten im Zustand ständiger
Spannung und sehen sich ge-
zwungen, alle auch nur halbwegs
bedeutenden Übungen und
Truppenverlegungen aufmerksam
zu verfolgen und die Gefechtsbereitschaft
der eigenen Streitkräfte auf einem
hohen Stand aufrechtzuerhalten.
Das seinerseits kann le-

man durch, wer wie viele Zuge-
stände gemacht, wer gewonnen und
wer verloren habe.

Tatsächlich haben die Amerikaner die
Angewohnheit, internationale Ver-
handlungen wie ein Fußballspiel abzu-
zählen. Ich glaube, Sie werden mir
zustimmen, daß eine solche Punkte-
zählerei etwas zu simpel ist, wenn es um
internationale Angelegenheiten geht.
Auf jeden Fall hat sie mit der realen
Lage nichts gemein. Jedes internationale
Abkommen stellt — das Stockholmer
Dokument bildet da keine Ausnahme —
einen Kompromiß, das Resultat des
gegenseitigen Entgegenkommens dar.
Die UdSSR und die anderen sozia-
listischen Länder waren die Initiatoren
des Vorankommens auf der Konferenz.
Es wäre jedoch falsch zu sagen, der
Westen habe nichts unternommen. Wäre
er, wären auch nur die USA allein
dagegen gewesen, hätte es kein Abkom-
men gegeben.

Nicht wenig leisteten die neutralen
und nichtpaktgebundenen Länder auf
der Konferenz. Im europäischen Prozeß,
darunter auch auf der Stockholmer
Konferenz, gehen die Staaten nicht in
Blöcken vor. Jeder repräsentiert nur sich
selbst. An der Ausarbeitung der Verein-
barungen, die am Schluß erzielt wurden,
nahmen alle teil. Was den Ver-
handlungsmechanismus betrifft, so spiel-
ten gerade die Neutralen und
Nichtpaktgebundenen eine große Rolle.
Die Konferenz setzte fünf Arbeitsgrup-
pen ein. Jeder stand in Koordinator aus
einem neutralen Land vor. Die Gruppe
bemühte sich, dem Gegensatz die
Schärfe zu nehmen, einen Ausweg zu
finden, eine Entscheidung vorzubereiten.

Die erste Etappe der Konferenz liegt
also hinter uns. Der Erfolg ist unbestreit-
bar. Dennoch bleiben einige wichtige
Fragen noch ungeregt, z. B. die
Informationen über selbständige Übun-

gen der See- und der Luft-
streitkräfte. Außerdem: Vertrauen
hin, Vertrauen her, doch vorläufig
wurden die Armeen der europäischen
Staaten um keinen einzigen Panzer, um
kein einziges Flugzeug gekürzt. Ein
Abkommen über diese lebenswichtige
Frage liegt nicht vor. Wann ist die
Fortsetzung der Stockholmer Konferenz,
ihre zweite Etappe zu erwarten, auf der
sich die Teilnehmer unmittelbar mit der
Reduzierung der Rüstungen befassen
würden!

Da haben Sie insofern recht, als wir
bisher den ersten Teil des Auftrags von
Madrid nur eben im großen ganzen
erfüllt haben. Das bevorstehende Wiener
Treffen muß wohl diesen Auftrag auf eine
Weise ergänzen, daß im Mittelpunkt der
zweiten Etappe wirklich Abrüstungs-
fragen stehen. Wie ich glaube, ist die
Grundlage für seine erfolgreiche
Durchführung gegeben. Das ist der
Budapester Appell der sozialistischen
Länder. Offenbar werden auch andere
Staaten ihre Vorschläge einbringen. Die
Abrüstung muß das Leitmotiv der Konfe-
renz werden. Doch wird sie auch am
Thema der Festigung des Vertrauens
weiterarbeiten. So haben wir vor, auf der
Konferenz die Frage selbständiger
Übungen der Luft- und der Seestreitkräfte,
der Einschränkung der Ausmaße
solcher Übungen usw. zur Sprache zu
bringen. Wir können bereits auf gute
Erfahrungen in der Erzielung von
Kompromissen zurückblicken. Zu den
Ergebnissen unserer Konferenz sagte
Michail Gorbatschow: "Stockholm hat
erwiesen, daß sich selbst in einer
komplizierten Situation Sicherheitsfragen
vereinbaren lassen, wenn der politische
Wille und der Wunsch dazu vorhanden
sind." Ich blicke also optimistisch
in die Zukunft.

Ich danke Ihnen für dieses Gespräch.

diglich zur Steigerung des
gegenseitigen Argwohns föh-
ren. Von diesem Standpunkt
aus ist die Situation in Europa
besonders gefährlich. Hier ste-
hen die beiden größten, mit
den modernsten Waffen aus-
gerüsteten Gruppierungen der
Streitkräfte einander gegen-
über.

Es ist offensichtlich, daß zur
Festigung der militärisch-strate-
gischen Stabilität das Niveau
der Konfrontation in Europa
gesenkt werden muß. Darauf
wirken beharrlich die
Warschauer Vertragsstaaten hin.
Die kühnen, weitgehen-
den Vorschläge über den
Abbau der Streitkräfte und
konventionellen Rüstungen in
Europa sind im Budapester
Appell der Warschauer Ver-
tragsstaaten an die NATO-Län-
der und alle europäischen
Länder enthalten. Bei der

Realisierung dieser Vor-
schläge könnte das Militärpo-
tential der Seiten auf einen
vernünftig hinreichenden
Stand gesenkt werden. Dem-
nach gilt es, eine Situation
herbeizuführen, bei der die
Staaten inmitten wären, Ver-
teidigungsoperationen
durchzuführen sowie die
Unantastbarkeit der eigenen
Grenzen und der Grenzen
ihrer Verbündeten zu ge-
währleisten.

Für die Festigung der strate-
gischen Stabilität ist es ferner
wichtig, das seit Jahren ange-
staute Mißtrauen zu überwin-
den. Die Gefahr eines Über-
raschungsangriffs muß definitiv
verringert werden. Diesen Zie-
len gelten die im Schlußdoku-
ment der Stockholmer Konfe-
renz enthaltenen Vereinbarun-
gen.

Deren Verwirklichung

würde die strategische Stabili-
tät in Europa zweifellos erhö-
hen und die militärisch-politi-
sche Situation klären und
ruhiger machen. Offenbar kön-
nen einige der beschlossenen
vertrauensbildenden Maßnah-
men für Europa auch in ande-
ren Teilen der Welt ange-
wandt werden, und zwar auf
bi- und multilateralen Grundla-
ge.

Der erfolgreiche Abschluß
der Stockholmer Konferenz
bezeugt: Ost und West, insbe-
sondere die UdSSR und die
USA, können auch in der
heutigen komplizierten
Weltlage wichtige Vereinbarun-
gen treffen. Die Erkenntnis,
daß Fragen der Verhinderung
eines Krieges und der Festi-
gung der strategischen Stabili-
tät nur in gemeinsamen An-
strengungen zu lösen sind,
bricht sich Bahn.

Treffen mit ehemaligen Offizieren
der Saigoner Armee

Ein schwerer Weg

Michail KALMYKOW

Die glühende Sonne scheint prall in die hohen Fenster des Krankenhauskorridors und läßt die Leuchtschrift an der Tür "Ruhe! Operation!" verblenden. Hinter der Tür wirken die Ärzte. Hier draußen aber stehen die Verwandten in banger Erwartung. Endlich erlischt die Schrift. Auf der Schwelle erscheint der Chirurg. Eine Maske verdeckt das Gesicht, aber an seinen Augen sieht man, daß die Operation gelungen ist.

Den Chirurgen kannte ich. Am Vortag hatten wir beide uns stundenlang unterhalten. Er erzählte mir aus seinen Erinnerungen.

Nguyen Hai Nam hatte ein wechselvolles Schicksal. Vieles hätte er jetzt anders gemacht, aber das Menschenleben bewegt sich nur in einer Richtung. Alles schien sich gut anzulassen: Mitte der 60er Jahre absolvierte er in Saigon ein medizinisches College. Für einen jungen Mann aus einer Bauernfamilie war das Ärztediplom wohl das schönste, was er erträumen konnte. Er weiß noch, wie er sich darüber freute, daß er Hilfsbedürftigen helfen konnte. Er hatte hochfliegende Pläne, wurde aber zur Saigoner Marionettenarmee einberufen und bekam den Leutnantsrang. Er diente im Lazarett der Saigoner Gendarmerie. Da er glaubte, unpolitisch zu sein, versuchte er, dort loszukommen und einen ruhigeren Posten zu finden. Schließlich gewöhnte er sich aber daran. Er verdiente ganz schön und machte eine gute Partie — der Schwiegervater war ein Großkaufmann mit eigener Villa in Saigon. Alles ging glatt, auch mit der dienstlichen Beförderung. 1973 wurde er Major.

"Jetzt denke ich oft", sagt er zu mir und zupft mit den feinen Fingern nervös am Rand seines schneeweißen Arztkittels, "wie wir damals nur so blind sein konnten. Wir wußten doch, daß das Land gespalten und daß ein heftiger Kampf im Gange war, dachten aber lieber nicht daran, das war bequemer. Bei uns war ja, wie die GIs, von denen es in Saigon wimmelte, zu sagen pflegten, 'alles okay'."

1975 kam es ganz anders. Das Saigoner Regime krachte zusammen, Befreiungskräfte zogen in der Stadt ein. Mein Gegenüber gesteht:

"Ich will es nicht verhehlen, ich schwankte. Viele meiner Bekannten hat-



Durch Arbeit beweisen ehemalige Anhänger des volksfeindlichen Saigoner Regimes, daß sie umdenken lernen.

Foto aus: "Vietnam"

ten allerhand von der 'Blutrache der Vietkongs' gehört und waren ins Ausland geflohen. Mir hatten sie auch zugeredet, ich wollte aber die Familie und das Land nicht verlassen. Mein Beruf wird ja unter jedem Regime gebraucht, nicht wahr? Als ich von dem Beschluß der Volksmacht hörte, alle Offiziere der Saigoner Armee auf Umerziehungslehrgänge zu schicken, lehnte sich alles in mir auf. Ich hatte mir dem Volk gegenüber ja nichts zuschulden kommen lassen. Aber das Jahr im Arbeitslager hat mir sehr gut getan. Ich hatte zum ersten Mal Gelegenheit, mir ernsthaft ein Urteil über meine Lebensweise zu bilden. Und ich erkannte, daß ich mit meiner unpolitischen Haltung faktisch, wenn auch unbewußt, auf seiten des Militärregimes und nicht des Volkes gestanden hatte, dem ich in meiner Jugend so gern hatte helfen wollen."

Schon ein paar Tage nach seiner Heimkehr aus dem Lager — im Jahre 1976 — bekam er eine Anstellung im Krankenhaus 'An Binh, einem der größten in Ho-Chi-Minh-Stadt. Erst leitete er eine Station, dann war er stellvertretender Chefarzt, und jetzt ist er schon das vierte Jahr Chefarzt.

"Ich bin der Volksmacht aufrichtig dankbar dafür, daß sie mir Gelegenheit

geboten hat, durch tagtägliche Arbeit meine Anteilnahme an den Anliegen meines Volkes zu beweisen", fährt er fort, "wir wohnen im selben Haus wie vor 1975. Meine Frau ist jetzt Vizevorsitzende des Volkskomitees unseres Viertels. Sie ist tagelang unter Menschen. Voriges Jahr bekam sie die Empfehlung für die Aufnahme in die Partei. Die Kinder lernen und arbeiten. Keiner erinnert mich jemals an 'meine Vergangenheit'. Ich selbst habe sie natürlich nicht vergessen."

Auch der Arzt Ton That Sang hat die Vergangenheit nicht vergessen. Ich unterhielt mich einige Tage vor dem Beisammensein mit Nam mit ihm. Das war im Lager für die Umerziehung ehemaliger Offiziere der Saigoner Armee.

Jetzt, elf Jahre nach der Befreiung Südvietnams vom Marionettenregime, gibt es in Vietnam nur noch vereinzelt solche Lager. Gewöhnlich dauert die Umerziehung nicht länger als 3–4 Jahre. In dem Lager, das ich besuchte, ist die Zahl der Insassen in den letzten fünf Jahren fast auf ein Zehntel gesunken und beträgt jetzt knapp 300. Sie haben alle in der Marionettenarmee im Range vom Leutnant bis zum Oberst gedient. Seinerzeit waren sie die zuverlässigsten "Schräbchen" in der Maschine des proamerikanischen Regimes, gehörten der Geheimpolizei oder Kommandos an oder waren Lockspitzel, die Schwerverbrechen auf dem Gewissen hatten.

Und unter solchen ein Arzt? Sang aus Da Nang, früher Sanitätsobers, beantwortete meine Fragen einsilbig und sichtlich ungerne. Ich erfahre, daß er, ebenso wie Nam, schon 1976 freigelassen wurde. Seinen friedlichen Beruf nahm er aber nicht wieder auf, sondern nahm an konterrevolutionären Aktionen teil. Er organisierte Sabotageakte, verhalf Leuten zu ungesetzlichen Grenzübergängen, wurde erneut festgenommen und zu zehn Jahren Besserungsarbeit verurteilt. Im Lager versuchte er, eine reaktionäre Gruppe zu bilden. Ich frage ihn, warum er das alles getan hat. Die Antwort kommt wie aus der Pistole geschossen, er spricht wie ein Automat: "Ich bin nach den Gesetzen der freien Gesellschaft erzogen." Nein, "Grausamkeiten der Volksmacht" haben er und die Seinen nicht zu spüren bekommen. Er selbst ist in der Behandlungsstelle des Lagers beschäftigt, braucht also die schwerere Landarbeit nicht zu verrichten. Regelmäßig einmal in zwei Monaten dürfen ihn seine Frau und sein Sohn besuchen.

Diese beiden Schicksale spiegeln die Tragödie des vietnamesischen Volkes wider, das seine nationale Einheit im schwerem Kampf errungen hat und manchmal mühevoll die Kluft überbrückt, die durch die Aggression und die langjährige Spaltung des Landes aufge-

rissen wurde. Die Volksmacht hat sich von denen auf der anderen Seite nicht abgewandt, sie hat ihnen die Hand gereicht. Nicht alle haben sie bisher ergriffen, denn auf ihnen lasten noch die alten Anschauungen.

Umerziehung durch Arbeit. Ein heikles und schwieriges Problem. Der sozialistische Staat zählt diejenigen, die dem volksfeindlichen Regime dienten, ebenfalls zur vietnamesischen Nation, weshalb die Tür in die Zukunft des Landes nicht vor ihnen zugeschlagen wird. Allerdings wird sie auch nicht sofort geöffnet. Nur durch Arbeit, nur durch angestrengte Arbeit an sich selbst können sie ihr Recht beweisen, mit dem Volk zu sein.

Das Lager befindet sich 140 km östlich von Ho-Chi-Minh-Stadt, in der Provinz Thuan Hai. Ungeachtet des fruchtbaren Bodens, des gemäßigten Klimas und der schönen Landschaften kann man die Gegend keinen Erholungsort nennen. Die erbitterten Kämpfe an der Küste haben den Erdboden mit Granatsplittern durchsetzt. Diese Erde hatte die fürsorglichen Menschenhände lange entbehrt und erinnert sich nur noch an Napalmfeuer und die heißgelaufenen Raupen der US-Panzer. Jetzt wird sie von denen wieder zum Leben erweckt, die sie früher mit Soldatenstiefeln zerstampften.

Man erzählte mir von anderen, bereits geschlossenen Lagern. Jetzt bestehen dort Staatsgüter, die reiche Ernten an

Zuckerrohr, Mais und Bataten erzielen. So sieht auch die Zukunft des von mir besuchten Lagers aus. Vorläufig werden dort neben den Landarbeiten nur noch Möbel und Kunstgewerbeartikel erzeugt. Der Arbeitstag ist genau wie im übrigen Land achtstündig. Die Verpflegung ist natürlich nicht sehr abwechslungsreich. Aber das ist dem ganzen Volk nicht unbekannt. Die Volksmacht sieht die Familien der Kriegsverbrecher auch als Opfer der US-Aggression an und tut alles, um ihnen ihr Schicksal zu erleichtern.

Im Lager gibt es Sportplätze und eine Bücherei, in der regelmäßig Zeitungen, auch ausländische, ausliegen. Mir fiel die Wandzeitung auf. Sie enthält Beichten, Betrachtungen über das Leben und über den Platz des Schreibers in diesem Leben.

Oberst Nguyen Van Phuc, früher Leiter der Abteilung für die Strategie des Nervenkrieges beim Saigoner Generalstab, erzählt:

"Damals war mir alles klar. Unsere Feinde sind die Kommunisten, die 'Vietkong', unsere Freunde die Amerikaner, ja die ganze 'freie Welt'. Wir haben die Soldaten zum Kampf angefeuert. Ich zweifelte nicht daran, daß ich recht hatte."

Es kam so, daß an dem Tag, an dem wir das Lager besuchten und mit Phuc zusammen waren, seine Frau und Tochter ihn besuchen kamen. Die 23jährige Ha, eine Mathematiklehrerin und Mitglied

des nach Ho Chi Minh benannten Kommunistischen Jugendverbandes, erzählt, daß sie als Tochter eines ehemaligen Obersten und daß die Familie überhaupt nichts von Vergeltung zu spüren bekommt. Has älterer Bruder, auch Mitglied des Jugendverbandes, arbeitet in einem Autoreparaturbetrieb. "Was möchten Sie tun, wenn Sie entlassen werden?" fragte ich Phuc.

"Im Zivilberuf bin ich Mathematiker, ich fürchte aber, es wird mir schwerfallen, in einer Belegschaft zu arbeiten. Ich werde mich schämen. Hier habe ich angefangen, Blumen zu ziehen."

Ich besitze einen ganzen Stoß Ausschnitte aus westlichen Zeitungen mit Artikeln "zum Schutz der Menschenrechte in Vietnam". Da werden auch die "Schrecken" in den Lagern und "die Grausamkeiten" der revolutionären Behörden geschildert. Das Erstaunlichste aber ist, daß viele Schreiber derartiger Artikel Lager besucht hatten, einige Namen habe ich im Gästebuch gefunden, sie standen unter völlig korrekten Beurteilungen.

Die Vietnamesen kümmern sich jetzt wenig darum, was die westliche Presse über sie schreibt. Das Volk hat seine eigenen Probleme und Schwierigkeiten. Es tut alles, um sie zu überwinden. Das geht nicht mit einem Schlage, aber es geht. Was die Umerziehungslager betrifft, so werden sie in absehbarer Zeit endgültig der Vergangenheit angehören. Ho-Chi-Minh-Stadt

EXPRESSINFORMATION

● KONFLIKT
WOMIT SICH DIE
ABGEORDNETEN BEFASSEN
Die japanische Regierung weigerte sich, der Bitte der Präsidentin der Philippinen, Corazon Aquino, nachzukommen, ihr zu gestatten, bei dem am 10. November beginnenden Tokio-Besuch vor dem Parlament zu sprechen. Der Zeitung "Mainichi" zufolge erklärte das Außenministerium diese Entscheidung mit dem angespannten Zeitplan des Parlaments.

Doch viele meinen, daß der Grund ein anderer ist. Offizielle Kreise befürchten, nach der Rede Corazon Aquinos würden die Oppositionsparteien erneut eine eingehende Untersuchung der Machenschaften um die Finanzhilfe für das gestürzte Marcos-Regime verlangen.

Die Opposition behauptet, die Machenschaften seien einige hochrangige Politiker der regierenden Liberal-Demokratischen Partei ver-

wickelt. Sie hätten Beamten der Marcos-Regierung gegen fettes Schmiergeld geholfen, einen Großteil der japanischen Hilfe einzustecken, sowie sinnlose und teure "Projekte der japanisch-philippinischen Freundschaft" gebilligt, an denen die Konzerne profitierten.

● NAMEN UND FAKTEN
LANGE
VOR WAHLEN

Der Präsident Frankreichs, Francois Mitterrand, der am 26. Oktober 70 wird, erklärte, er gedenke nicht, bei den Wahlen 1988 zu kandidieren. Doch laut Reuter kann er seine Pläne noch überdenken. Zumindest wird dazu öffentlich von Mitstreitern der Sozialistischen Partei aufgerufen — von dem ehemaligen Ministerpräsidenten Laurent Fabius und dem Ex-Vorsitzenden der Nationalversammlung, Louis Mermaz. Der einzige namhafte Sozialist, der offen Ansprüche auf den Elysee-Palast anmeldet, ist der 56jährige Michel Rocard.

Meinungsumfragen zufolge hätten sowohl Mitterrand als auch Rocard gute Aussichten gegenüber jedem Kandidaten der Rechten, darunter auch dem jetzigen Ministerpräsidenten Jacques Chirac.

Andere mögliche Präsidentschaftskandidaten der Sozialisten sind die ehemaligen Ministerpräsidenten Laurent Fabius und Pierre Mauroy sowie der ehemalige Bildungsminister Jean-Pierre Chevenement.

● STATISTISCHES
FRAUEN IN UNIFORM
Nach Angaben des belgischen Verteidigungsministeriums gibt es in den Streitkräften des Landes (60 000 Militärangehörige) 3417 Frauen, d. h. fast sechs Prozent. 138 von ihnen sind Offiziere, 640 Unteroffiziere.

Unter den NATO-Ländern nimmt Belgien den dritten Platz (nach den USA und Kanada) bei der Zahl der Frauen in Uniform ein.

● RESSOURCEN
VERSCHWUNDENER
BERICHT

Bedeutende Öllager wurden im brasilianischen Amazonas-Becken in 1400 m Tiefe entdeckt, teilte der Präsident Brasiliens, Jose Sarney, Journalisten mit. Bis vor kurzem hatte es noch geheißt, es gäbe in der Region keine Ölvorkommen. Diese Auffassung wurde verstärkt von den Multis gefördert, die große Profite aus der Öleinfuhr und dem Absatz von Ölprodukten in Brasilien ziehen. Jetzt erinnert die hiesige Presse daran, daß eine Gruppe sowjetischer Wissenschaftler Behauptungen westlicher Spezialisten, es gäbe keine Ölvorkommen im Amazonas-Becken, bereits Anfang der 60er Jahre widerlegt hatte. Die Wissenschaftler legten seinerzeit der brasilianischen Regierung einen Bericht vor. Doch nach dem Machtantritt des rechten Militärregimes 1964 verschwand der Bericht spurlos.

Einigung über Uneinigkeit

war das Hauptergebnis der Jahrestagung des Internationalen Währungsfonds (IWF) und der Internationalen Bank für Wiederaufbau und Entwicklung (IBRD)

Auf den Sitzungen beider führenden internationalen Währungs- und Kreditanstalten in Washington (30. September–3. Oktober) ging es in diesem Jahr recht langweilig zu. Anders als auf ihrer vorjährigen Tagung in Söul, wo US-Finanzminister Baker einen Plan dringlicher Finanzhilfe für 15 schwer verschuldete Entwicklungsländer dargelegt hatte, gab es diesmal keine Sensationen. Das Ergebnis der Diskussionen stand im voraus fest: alles Wesentliche, was die Vertreter der 151 Mitgliedsländer beider Organisationen auf der Plenartagung hörten, hatten sie bereits in der Presse lesen können.

Der Diskussion ging wie immer eine Beratung der sieben führenden Länder des Westens (USA, BRD, Großbritannien, Frankreich, Japan, Kanada und Italien) voraus. Diese Gruppe zwang ihren Standpunkt zu den Hauptfragen der Tagesordnung dem Provisorischen IWF-Komitee auf, das die Politik des Fonds bestimmt. Auch die Finanzminister vieler anderer Länder wußten im voraus, was die Diskussionsredner zu sagen hatten. Die "Gruppe der 24", die die Interessen der Entwicklungsstaaten vertritt, hatte ihren Kurs noch vor der Debatte festgelegt. Dasselbe taten in der schottischen Stadt Gleneagles die Finanzminister der 12 EG-Länder sowie die Finanzminister der 49 Commonwealth-Länder (auf der Insel Saint Lucia). Kurz, die meisten Diskussionsbeiträge waren eine offensichtliche Rekapitulation. (Der stellvertretende britische Finanzminister N. Lawson gestand einem Korrespondenten der "Financial Times", beim Lesen des Entwurfs der Rede seines Chefs eingenickt zu sein.)

Insgesamt gewann man den Eindruck, daß die auf der Tagung tonangebenden westlichen Finanziers entschlossen waren, die Öffentlichkeit nicht unnötigerweise mit den überaus akuten Wirtschafts-, Währungs- und Kreditproblemen der kapitalistischen Weltwirtschaft zu reizen. Der Grund liegt auf der Hand. Die westliche Strategie zur Lösung des Schuldenproblems, darauf bauend, daß die günstige Konjunktur in den Zentren des Weltkapitalismus auch die Wirtschaft der Entwicklungsstaaten

beleben und die Außenschulden vermindern werde, war ein offensichtliches Fiasko. Mehr noch, die heraufziehende zyklische Krise brachte selbst die größte kapitalistische "Lokomotive", die Vereinigten Staaten, in eine schwierige Lage.

Die Tatsache, daß die westlichen Länder dem Schuldenproblem nicht gewachsen sind, wirkte sich, wie die "Gruppe der 24" erklärte, nicht nur negativ auf die Weltwirtschaft aus, sondern habe auch die Tilgung der Schulden zu einer "unerträglichen Last" gemacht. Die Umstrukturierungsprogramme, die der IWF den Entwicklungsländern angeblich zur Erleichterung der Tilgungslasten aufzwingt, würden nach Meinung der Gruppe "reine Rhetorik" bleiben, solange der Kapitalabfluß in die kapitalistischen Industrieländer nicht zumindest begrenzt werde. Nach Schätzungen von UNO-Experten zahlte die dritte Welt 1985 allein an Zinsen für ihre Schulden 70 Md. Dollar, während die Kredite, direkten Privatinvestitionen und die Auslandshilfe aus den westlichen Ländern dort nur 36 Md. Dollar ausmachten. Im laufenden Jahr hat sich die Lage noch verschlechtert. Entgegen dem "Baker-Plan" sind die Privatkredite beinahe erschöpft. Die IBRD will und kann keinen Finger rühren. Die Gesamtschulden der Entwicklungsländer betragen bereits über eine Billion Dollar, aber die Bank hat ihnen in letzter Zeit Kredite für lediglich 13 Md. gewährt. Die "Gruppe der 24" fordert schon seit langem, daß die IBRD die finanzielle Hilfe erhöht, aber die westlichen Bosse der Bank verweisen sie immer wieder auf private Bankiers.

Diese wollen jedoch kein Risiko mehr eingehen. Auf der Tagung zeigte sich das u. a. in einem heftigen Streit hinter den Kulissen darum, zu welchen Bedingungen Mexiko eine 6-Milliarden-Anleihe zu gewähren sei (seine Schulden belaufen sich bereits auf 97 Md. Dollar).

Es ist natürlich keine Lösung des Problems der Verschuldung, neue Anleihen zur Tilgung der alten Schulden herauszugeben. Das einzige, was hier helfen könnte, wäre eine beschleunigte Wirtschaftsentwicklung in den Ländern

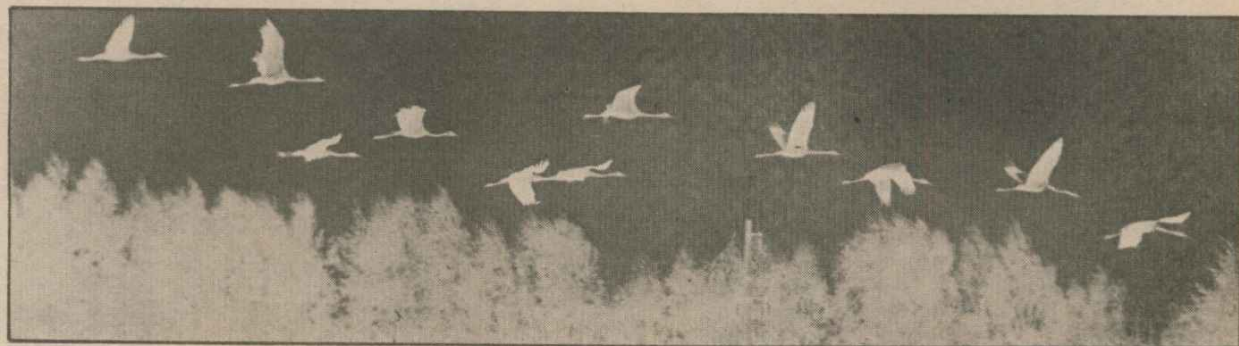
der dritten Welt und die Erweiterung ihres Exports. Gerade das fehlte aber in den meisten Entwicklungsländern, obwohl die Konjunktur im Westen relativ günstig ist. UNO-Schätzungen zufolge war 1985 in 83 Entwicklungsländern mit einer Gesamtbevölkerung von 700 Millionen eine Stagnation bzw. Reduzierung von Produktion und Exporterlös zu beobachten. Insgesamt liegt die Summe der Schulden der Entwicklungsländer, wie in der IBRD errechnet wurde, heute um 68 Prozent über ihrem gesamten Exporterlös. Folglich müssen sie, wenn sie ihre Schulden allmählich tilgen wollen, den Import auch künftig abbauen. Das aber wird sich unweigerlich auf die Wirtschaft des Westens auswirken. In erster Linie werden das die USA zu spüren bekommen, denn sie setzen in der dritten Welt über 30 Prozent ihres Exports ab.

Deshalb beschäftigt die Frage, wer für das verlangsamte Wachstum des Welthandels verantwortlich sei, wie die Wochenschrift "U. S. News and World Report" schreibt, die westlichen Teilnehmer der Tagung von IWF und IBRD immer mehr. Die meisten Industrieländer, allen voran die BRD, behaupten, lesen wir in der Wochenschrift, "seit langem und laut, der Hauptgrund dafür, daß die Wachstumsraten der Weltwirtschaft und des Welthandels niedriger als erforderlich seien, wäre das Defizit des amerikanischen Haushalts". Um dieses Defizit zu überwinden, nehmen die USA gewaltige Anleihen auf, was zur Aufrechterhaltung hoher Zinsen, Abbremsung der Geschäfte und Erhöhung ihres Außenhandelsdefizits führt.

In Washington denkt man da anders. Dort wird die Schuld für das verlangsamte Wirtschaftswachstum und für das enorme Außenhandelsdefizit der USA Bonn und Tokio zugeschrieben, die "um des gemeinsamen Wohles willen handeln könnten, aber keinen übertriebenen Eifer in der Hinsicht zeigen". Washington läßt durchblicken: Sollte die Partner nicht zur Raison kommen, würden die USA den Dollarkurs noch tiefer drücken oder protektionistische Maßnahmen treffen. In puncto Haushaltsdefizit aber will das Weiße Haus nicht nachgeben. Das ist begreiflich. Praktisch ist es unmöglich, das Defizit abzubauen, ohne die der US-Regierung ans Herz gewachsenen Militärausgaben zu kürzen.

Die scharfen Differenzen zwischen der USA und den anderen Mitgliedern der "Gruppe der Sieben" fanden in den Schlußdokumenten der Tagung von IWF und IBRD keinen Niederschlag. Ab außer frommen Wünschen hatten sich die westlichen Finanzleute auch nichts davor erhofft. Angesichts der nahenden Wirtschaftsstagnation, die die Schuldenkrise noch verschärfen kann, diese Einigung über die Uneinigkeit immerhin besser als das Zugucken der eigenen Hilflosigkeit.

F. GORJUNO



Lange verhielten sich die Menschen so zu ihrer Umwelt, daß man sich fragen mußte:

Ist der Mensch Beherrscher der Natur?

Alexej ANTIPOW
Stellvertretender Chefredakteur der Zeitschrift "Priroda"
("Die Natur")

Dem heutigen Leser ist die Antwort gewiß bekannt. Sie lautet: Er ist nicht ihr König, sondern nur einer ihrer Befandteile. Wenn aber den Monarchen die Macht über Leben und Tod eingeäumt ist, dann ist er es wohl doch. Wir sind so mächtig geworden, und unsere Macht nimmt derart rapide zu, daß wir die Natur unversehens, ohne jede böse Absicht, abtöten können. Dann würden wir aber über uns selbst das Todesurteil fällen. Es wäre ja sinnlos, über einen ablosen Raum zu herrschen.

Erst vor verhältnismäßig kurzer Zeit haben wir erkannt, wie verletzlich die Natur ist. Das unvergessene Wort: "Wir können von der Natur keine Gnade erwarten, unsere Aufgabe ist es, sie uns zu nehmen", ist weit über seinen ursprünglichen Sinn hinausgewachsen, so daß viele junge Menschen eher seine versifizierte Form kennen: "Wir können von der Natur nach allem, was wir ihr angetan haben, keine Gnade erwarten." Die Menschen selbst haben die Art, der sie angehören, Homo sapiens — der vernunftbegabte Mensch — genannt. Die Vernunft muß jetzt mehr denn je darauf

ausgerichtet sein, ihm seine Lebensbedingungen zu erhalten.

Geologisch gesehen, ist die Geschichte des Menschengeschlechts nicht gar so lang — sie zählt nur einige Millionen Jahre. Erst seit einigen Jahrtausenden hängt die Natur von der Betätigung des Menschen ab. Jahrmillionen stand er unter ihrer unumschränkten Macht. Unsere Abkunft, die Anthropogenese, hängt eng mit dem wiederholten Klimawechsel und den Veränderungen in der Natur zusammen. Ist das aber der Fall, rücken wir erst "seit unlängst" der Natur zu Leibe und haben wir dabei kolossale Fortschritte zu verzeichnen, so müssen wir, wenn wir so weitermachen, unabsehbare Folgen unseres Tuns gewärtigen.

Ein Wesen weiter Räume

In der Anthropogenese haben sich zwei bemerkenswerte Geschehnisse zugetragen, das eine vor 5–6, das andere vor 2–2,5 Millionen Jahren: das Auftreten des Australopithecus, der Übergangsform von den höchsten Halbaffen

zu den ältesten Menschenformen, und das der Art des Homo, des mit Fertigkeiten ausgestatteten Menschen.

Zugleich vollzogen sich in der Natur globale Wandlungen. Gerade vor 5–6 Millionen Jahren trat auf der Erde eine jähe Abkühlung ein. Die Antarktis bedeckte sich mit ihrer Gletscherkuppel, dadurch sank der Wasserstand im Weltmeer um 70 Meter, und die Luft wurde wesentlich trockener. An die Stelle der Tropenwälder traten ausgedehnte Savannen und Steppen. Das zwang die ältesten Primaten, "sich auf die Hinterbeine zu stellen". Zum Unterschied von der Fortbewegung im Tropenwald, von Baum zu Baum, wobei die vorderen Gliedmaßen besonders stark entwickelt sein mußten, nötigten die weiten, offenen Flächen den Urmenschen, sich immer wieder hochzurichten. Auch die Ernährung erfuhr eine wichtige Veränderung: Sie bestand nunmehr weniger aus Früchten, das Bedürfnis nach Fleisch hatte sich eingestellt.

Und wieder ein Klimawechsel, eine weitere Abkühlung durch Eisbildung auf der nördlichen Halbkugel. Vor etwas mehr als 3 Millionen Jahren bildeten sich die ersten Eisablagerungen in Island. 500 000 Jahre darauf gefror das Meer um den Nordpol. In Europa wichen die Wälder weit nach Süden zurück, an ihrer Stelle entstanden Tundren.

Bei den einschneidenden Wandlungen in der Natur mußten unsere Ahnen alle ihre im Zuge der Entwicklung gewonnenen Kräfte und Fertigkeiten aufbieten. Die rauen Naturverhältnisse trafen sozusagen eine natürliche Auslese, nur die Höchstentwickelten überdauerten. Der Mensch erschien in der Natur als ein Wesen weiter Ebenen. Die Natur hat den Urmenschen zum Jäger gemacht, und die weiten Flächen mit Riesenherden wilder Tiere wurden für ihn ergiebiger als die Wälder. In späteren Zeiten einschließlich der Epoche der Zivilisationen holzte der erstarkte Mensch aus eigenem Willen Wälder ab, um die Nahrung spendenden Ebenen auszudehnen. Mit der Zeit ging er dazu über, die Natur nach eigenem Ermessen zu verändern.

Eine Flasche Milch für eine halbe Flasche Erdöl

Mit Schädigung der Natur meint man gewöhnlich die nachteiligen Folgen der Entwicklung von Industrie und Energiewirtschaft. Die früheste Wirtschaftsführung des Menschen bestand aus der Nahrungsbeschaffung, namentlich aus dem Anbau von Nutzpflanzen und aus der Viehzucht. Vor 17 000 Jahren lebten 3 Millionen Menschen auf der Erde, 8000 Jahre später 10 Millionen. Ungefähr damals entstand die Landwirtschaft. Die Menschen bearbeiteten den Boden mit primitivsten Geräten und zähmten Tiere. In weiteren 5000 Jahren erreichte die Bevölkerung der Erde 50 Millionen. Vor Anbruch der Neuzeit gab es 230 Millionen Menschen. Der UNO zufolge werden es im Jahr 2000 6–7 Milliarden sein. Sie müssen ernährt werden. Dazu sind die moderne Industrie und Energiewirtschaft da. Die Landwirtschaft verbraucht heutzutage etwa 40 Prozent der erzeugten Energie und beschäftigt etwa die Hälfte der Erdenbevölkerung.

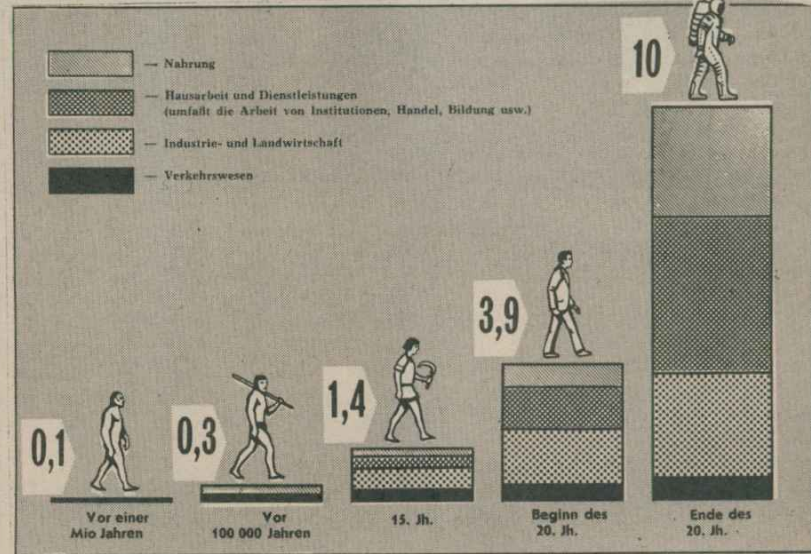
Es ist paradox: Wir Menschen sehen eine immer neue Technik entstehen, erschließen den Weltraum, synthetisieren Stoffe, die es in der Natur nicht gibt, gewinnen Energie aus Atomkernen, die Agrarproduktion aber hat alle ihre alten Eigenschaften beibehalten. Ihre Technologie besteht in der herkömmlichen Bodenbestellung, in der Pflanzenpflege und Ernte. Auf Feldern und in Stallungen gewinnen und ziehen wir noch heute die wenigen Arten, die wir, als wir Ackerbau und Viehzucht primitiv betrieben, für uns auswählten. Gewiß, in den 10 000 Jahren sind sie veredelt worden, und die Erträge sind unvergleichlich größer. Das sind aber quantitative und nicht qualitative Veränderungen.

Und sie werden auf paradoxe Weise erzielt: indem wir in der herkömmlichen Wirtschaft ganz und gar nicht herkömmliche Maschinen, Chemikalien sowie Bearbeitungs- und Speicherungsverfahren einbürgern. Dadurch, daß der Mensch immer neue Flächen umbrach, um die wachsende Bevölkerung der Erde zu ernähren, vernichtete er riesige Wälder und fielen ganze Gebiete einer chronischen Dürre anheim. Die ökologischen Verhältnisse verschlechterten sich. Die intensive Bodenbearbeitung mehrte die Erträge, verstärkte jedoch die Erosion und verringerte den Humusgehalt des Bodens. Um den Nährstoffverbrauch weitzumachen, ging man zur Verwendung von Kunstdünger über, was jedoch die Umwelt und die Qualität der Erzeugnisse beeinträchtigte. Die die Arbeitsproduktivität steigernde machtvollste Technik hat zur übermäßigen Verhärtung des Bodens geführt und seine Struktur gestört. Durch die Technik schnellte der Energieaufwand in der Landwirtschaft in die Höhe. Schätzungen zufolge wird in den USA für die Erzeugung einer Flasche Milch soviel

Energie verbraucht, wie eine halbe Flasche Erdöl hergibt. Für jede Nahrungsmittelkalorie werden etwa 9 Kalorien mineralischer Energieträger verbraucht.

Der hohe Energieaufwand für Produkte der Viehzucht hat Experten zu dem Schluß gebracht, daß der Genuß von Fleisch und Molkereiprodukten im 21.

und daß die natürlichen Formationen (Wald, Steppe, Küstenstreifen des Weltmeers) viel produktiver als die künstlichen sind. Der Mensch, ein Wesen offener Räume, denkt sich seine Zukunft in einem wiederbewaldeten Raum. Plant er aber eine Rückkehr zu gleichsam vorgeschichtlichen Existenzformen, so betrifft er den Weg in die Zukunft,



Der jährliche durchschnittliche Pro-Kopf-Verbrauch an Energie in den verschiedenen Entwicklungsstadien der Menschheit. Die Zahlen für das 20. Jahrhundert sind durch Auswertung statistischer Angaben erzielt und betreffen die industriell entwickelten Länder. 1980 betrug der Pro-Kopf-Verbrauch: in den USA 12,9, in der UdSSR 7,3, in der BRD 7,1, in Großbritannien 6, in der Türkei 1,1 und in der VR China 0,9 kW.

Jahrhundert für die meisten Menschen ein Luxus sein wird. Sie werden ein Verfahren zur Gewinnung vollwertiger Eiweiße aus grünen Pflanzen erfinden und lernen müssen, Fleischgerichte aus vegetarischen Zutaten zuzubereiten.

Vor Millionen Jahren nötigte die Natur unsere menschenähnlichen Ahnen, die rein vegetarische Kost aufzugeben, um aus ihnen Menschen zu machen. Um Menschen zu bleiben, überlegen wir es uns heute, ob wir nicht wieder Vegetarier werden sollten — nicht einfach zum Gehabten zurückkehren, sondern uns grundsätzlich neu zu der Kardinalfrage stellen, wie sich die Menschheit ernähren soll, um mit der Natur weiter in Harmonie zu leben.

Jahrtausende sahen die Menschen in den weitläufigen Weidegründen ein Wahrzeichen ihrer Macht und ihres Wohlergehens. In den letzten 100 Jahren hat aber die Erosion mehr als ein Viertel des urbanen Bodens untauglich gemacht, und wir kehren zu seiner minimalen Bearbeitung zurück, verzichten auf das traditionelle Pflügen und lernen bei der Natur die Fruchtbarkeit regenerieren.

Wissenschaftler haben errechnet, daß der feuchte Tropenwald 4–5mal so fruchtbar wie beispielsweise die hochproduktiven Reisfelder Japans ist

gewappnet mit allen Erkenntnissen der Genetik, der Selektion und der Agroökologie, mit der modernen Wissenschaft und Technik.

Ein Kernparadies

Unlängst haben archäologische und biologische Forschungen im Fernen Osten ergeben, daß die Küstenbewohner, die im Seichten Austern fingen, die "Geheimnisse" des modernen Wasserbaus schon kannten. Sie sortierten die Austern nach Größe, warfen die noch kleinen ins Wasser zurück und legten primitive Seepflanzungen an, womit sie sich für die Zukunft einen ergiebigen Austernfang sicherten. Jetzt entdecken wir die Grundsätze des ökologischen Denkens neu und bringen die Zukunft der Menschheit rechtens damit in Zusammenhang, inwiefern wir diese Grundsätze den kommenden Generationen zu überliefern fähig sein werden.

In Harmonie mit der Natur leben bedeutet nicht, die industrielle Betätigung, ja nicht einmal ihre für Umwelt und Gesundheit potentiell schädlichen Formen einzustellen. Ebenso wenig bedeutet es, sich mit Maßnahmen des Naturschutzes zu begnügen. Wahrhaft

ökologisches Denken bedeutet, die ungemein komplizierten Wechselverbindungen in Gemeinschaften von Organismen zu berücksichtigen und dabei keinen Augenblick zu vergessen, daß der Mensch, der "König der Natur", von diesen Wechselverbindungen nicht unberührt ist.

Das Erlernen des ökologischen Denkens ist ein schwieriger, ein dramatischer Prozeß, der vielleicht erst jetzt begonnen hat. Der Weg dazu führte leider schon über schwere Fehler und Irrungen: über die tote Zone des Eriesees, eines der Großen Seen Amerikas, die leblosen Ströme Europas, den sauren Regen Skandinaviens und die Lehren, die uns der Baikalsee und die Projekte erteilen, Flüssen einen anderen Lauf vorschreiben zu wollen.

Davon, wie ernst diese Probleme heutzutage in der UdSSR genommen werden, zeugen die kürzlichen Beschlüsse über die Einstellung der Projektierungs- und Vorbereitungsarbeiten für die Umleitung nordischer und sibirischer Flüsse nach Süden. Der Tenor wird dabei auf eine gründliche Untersuchung der Probleme gelegt, die mit einer regionalen Umverteilung der Wasserressourcen zusammenhängen. Im Beschluß des ZK der KPdSU und des Ministerrats der UdSSR heißt es, daß mit modernen wirtschaftsmathematischen Methoden und technischen Mitteln allseitige wirtschaftliche und ökologische Untersuchungen vorgenommen und die in- und ausländischen Erfahrungen berücksichtigt werden müssen.

Zu den gegenwärtigen wirtschaftlichen Aktivitäten gehört das beeindruckende Beispiel eines wirtschaftlich und ökologisch wohlverwogenen Programms für die rapide Entwicklung der Kernenergie. Jetzt, nach Tschernobyl, ist es nicht leicht, aber nur um so wichtiger, laut und vernünftig davon zu reden.

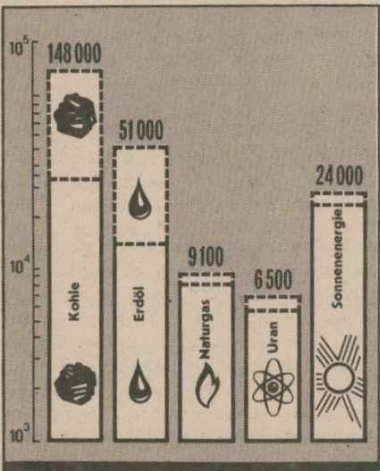
Nach Ansicht vieler Wissenschaftler steht der Wohlstand der menschlichen Gesellschaft in direktem Verhältnis zur Pro-Kopf-Erzeugung von Energie. Die Geschichte unserer Zivilisation ist in gewissem Grade die Geschichte dessen, wie wir neue Energiequellen umgestalten und uns nutzbar machen.

Die Menschen lernten es erst vor einer Million Jahren, Feuer anzuzünden. Seit damals befinden sich die Flammen unter steter Aufsicht der Menschen: das offene Feuer in den Höhlen, dann die Glut in den Kochherden der primitiven Hütten, in den Öfen der ersten Töpfer und Metallurgen, in den Feuern der Schmiede, unter den Kesseln der Dampfmaschinen und schließlich auf Kosmodromen und Startplätzen auf dem Mond, also außerhalb der Erde. Anfangs brannten Reisig und Holz, dann Kohle und Torf, später Erdöl und Gas sowie komplizierte Erzeugnisse der modernen Chemie. Das Element forderte aber auch Opfer. Es ernichtet Wälder, Viehweiden, Häuser und ganze Dörfer, Betriebe und Städte. Öfen und Motoren explodierten,

Menschen gingen daran zugrunde. Noch lange wird man des Feuerschweifs der "Challenger" gedenken, der die Antwort auf unsere Frage wamend an den Himmel schrieb: "Nein, der Mensch ist nicht der König der Natur!"

Und doch haben die Menschen gelernt, alles Brennbares nutzbringend zu verwenden. An der vorigen Jahrhundertwende fragten sich größte Geister: "Sind die Brennstoffressourcen der Erde unerschöpflich? Was soll man tun, wenn nichts Brennbares mehr da sein wird?"

Der britische Chemiker Soddy schrieb 1912: "Früher oder später, aber nicht in endloser Ferne wird es auf der Erde zum Auffüllen der natürlich verbrauchten Energie nichts als die ursprünglichen Atomenergiebestände geben." Außer einem engen Kreis von Wissenschaftlern hat damals wohl niemand diese Worte beachtet. 42 Jahre später wurde in der UdSSR das erste Atomkraftwerk der Welt angelassen. Es hatte eine Kapazität von 5000 kW, war aber eine grundsätzlich neue Energiequelle ohne organischen Brennstoff, ohne Flammen und Glut. Die Wärme wurde im Reaktor durch Spaltung von Kernen des Uranatoms erzeugt.



Die relativen Gefahren bei der Erzeugung der gleichen Energiemenge (1 kW/Jahr = 1 Md. W/Jahr) unter Verwendung verschiedener Energierohstoffe. Auf der senkrechten Achse ist eine allgemeine Charakteristik dieser Gefahren logarithmisch gegeben: die Zahl der infolge von Arbeitsunfähigkeit verlorenen Arbeitstage (Tod, Krankheiten, Verletzungen usw.). Hier ist die Gefahr berücksichtigt, die nicht nur im Endstadium der Energieerzeugung, bei funktionierendem Kraftwerk, sondern auch in vorbereitenden Stadien auftritt: beim Gewinnen, Befördern, Lagern und Verarbeiten des Rohstoffs; beim Bau, bei der Montage und Bewirtschaftung von Energieanlagen verschiedener Art. Gestrichelte Linien bedeuten Schätzungsdivergenzen.

Zeichnungen aus der Zeitschrift "Priroda"

Das Brennstoffproblem war global gelöst. Die Gefahr eines Energiemangels um Jahrhunderte aufgeschoben. Hätte sich die Energiewirtschaft ohne Atomkraftwerke fortentwickelt, so hätten die organischen Brennstoffe der Erde nach kompetenten Schätzungen nur noch bis zum Jahr 2100 gereicht. Erdöl, Gas und Kohle sind aber außerdem ungemein wertvolle industrielle Rohstoffe. Sie geben uns Wohnhäuser, Kleidung, Arzneien und schließlich sogar Nahrung. Bedenkt man, daß die Vorkommen organischer Brennstoffe sehr ungleichmäßig über den Erdball verteilt sind, dann kann man sich unschwer vorstellen, daß die Entwicklung der traditionellen Energiewirtschaft eines Tages mit Fragen der wirtschaftlichen Stabilität zusammenhängen wird. Die Bestandsaufnahme der Uranreserven und eine Untersuchung des Nutzeffekts des Urans in Wärmereaktoren und solchen mit schnellen Neutronen zeugen eindeutig davon, daß der Menschheit kein Energiehunger droht. Wir haben also Zeit, in Ruhe über die lebenswichtigen Fragen der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft nachzudenken.

Eine solche Frage ist es, wie die Kernenergie ungefährlich gemacht werden kann. Man darf nicht vergessen, daß gleich zu Beginn der Projektierung und des Baus von Atomkraftwerken in der UdSSR Fragen der Sicherheit für Gesundheit und Umwelt bei den hochkompetenten Fachwissenschaftlern im Brennpunkt standen. Nach 30jähriger Bewirtschaftung von Reaktoren verschiedener Kapazität und Bauart ist man berechtigt, in der ganzen Welt die Kernenergie als die ökologisch sauberste und fortgeschrittenste anzusehen. Die Strahlungs-dosis eines normal funktionierenden 1-Mio.-kW-Atomkraftwerks macht im Abstand einiger Kilometer nur ein Tausendstel der natürlichen Strahlung aus. Damit ist wohl alles gesagt.

Indessen stößt ein ebenso leistungstarkes mit Kohle beleuchtetes Wärmekraftwerk, wie US-Fachleute schätzen, eine Schwefelgasmenge in die Atmosphäre aus, an der jährlich 25 Personen sterben und bei der in 60 000 Fällen Erkrankungen der Atmungsorgane festgestellt werden. Die Schädigung verschiedener Stoffe durch Korrosion beläuft sich auf 12 Mio. Dollar. Von brennender Kohle geraten auch krebserregende Stoffe in die Luft. Eine Untersuchung der Angaben für England und Wales für die 50er Jahre hat ergeben, daß, falls der Prokopfverbrauch an Kohle jährlich um 1 t zunimmt, die tödlich ausgehenden Lungenkrebsfälle in einer Stadt mit 1 Million Einwohnern jährlich um 142 zunehmen.

Die traditionelle Energiewirtschaft gibt eine Unmenge Kohlensäure in die Atmosphäre ab. Das Gas legt sich um die Erde, und die Lufttemperatur steigt allmählich. Das nennt man Treibhauseffekt. Sowjetische und amerikanische

Experten, die 1982 darüber debattierten, sind zu dem Schluß gelangt, daß durch die mit organischem Brennstoff betriebene Energiewirtschaft die Durchschnittstemperatur an der Erdoberfläche bis zum Jahr 2000 um 1–2, bis zum Jahr 2050 um 3–5 Grad höher als Ende des vorigen Jahrhunderts sein wird. Eine Temperaturerhöhung um 1 Grad kann aber den globalen Nahrungsmitteltrag um 1–3 Prozent senken. Bei der Kernenergie gibt es solche Probleme nicht. Ihr Anteil an der globalen Energieerzeugung machte nicht von ungefähr schon Ende 1984 etwa 11 Prozent aus.

Kurz, die Kernenergie ist eine Glanzleistung menschlicher Vernunft, ein Ausdruck ökologischen Denkens. Die Havarien in Atomkraftwerken, auch die in Tschernobyl, können sich kaum ernstlich auf ihr Entwicklungstempo auswirken. Die Menschheit muß aber aus den Havarien eine Lehre ziehen. Sie zeigen, welch bedrohliche Gewalt der Mensch in die Hand bekommen hat und wie vor- und umsichtig er bei jedem neuen Schritt ihrer Beherrschung zu Werke gehen muß. Experten zweifeln nicht daran, daß für die Perfektionierung der Reaktoren, vor allem im Hinblick auf ihre Sicherheit, noch so manches getan werden kann. Hierbei muß die internationale Zusammenarbeit eine große Rolle spielen.

Kann man Sonnenenergie nutzbar machen?

Nun ein paar Worte über die Sonnenenergie.

Bei manchen, besonders im Westen, ist die Kernenergie immer auf Protest gestoßen. Das erklärt sich einerseits mit den Diskussionen über das wirklich vorhandene Problem, wie der radioaktive Müll fortgeräumt werden soll, und über die potentielle Gefahr einer radioaktiven Verseuchung; andererseits mit der Erkenntnis, daß die heutige Kernenergie zu den kompliziertesten Produktionszweigen gehört und daß sie infolge ihrer Neuheit und des Fehlens tiefschürfender Erfahrungen ein gewisses Risiko, ein Element erhöhter Gefahr darstellt. Am stärksten wirkt sich aber das "Atombombensyndrom", die unwillkürliche Ideenverbindung zwischen der friedlichen und der militärischen Kernenergienutzung, aus. Die Lösung des Problems ist jedoch nicht im Verzicht auf Atomkraftwerke, sondern in der Herstellung einer Stabilität und eines festen Friedens zu suchen, darin, eine Zerstörung friedlicher Kernkraftobjekte, ganz gleich mit welchen Waffen, zu verhüten.

Die Gegner der Kernenergie fordern gewöhnlich beschleunigte Arbeiten an Energiequellen, die sich regenerieren, vor allem an der Umformung und Nutzbarmachung der Sonnenenergie. Solche Forschungen sind in großem Umfang im Gange. Um sich aber über

die Situation in diesem Bereich klarzuwerden, muß man drei Umstände im Auge haben. Erstens würde selbst dann, wenn die Wissenschaft heute einen gangbaren Weg zur Entwicklung der Sonnenenergie wies, die Lösung der technischen, sozialen und ökonomischen Aufgaben mindestens 15–20 Jahre in Anspruch nehmen. Die Menschheit könnte aber nicht so lange warten, sie muß pausenlos mit Energie versorgt werden. Folglich käme man selbst dann nicht ohne Atomkraftwerke aus. Doch erklären viele Experten, daß in absehbarer Zeit kaum auf einen wesentlichen Beitrag der Sonnenenergie zur globalen Energieerzeugung zu rechnen ist.

Zweitens ist die Sonnenstrahlung nicht intensiv, sie ergibt nur 0,25 kW je Quadratmeter Fläche. Angenommen, die Sonnenenergie werde den globalen Energiebedarf im Jahre 2100 decken, dann müßte man sie auf 3 Millionen Quadratkilometern sammeln. Die ganze urbane Fläche der Erde mißt heute aber nur 14 Mio Quadratkilometer.

Drittens müßte man für den Bau von Sonnenanlagen, wie kanadische Wissenschaftler errechnet haben, Dutzende Milliarden Tonnen Baustoffe bereitstellen! Vergleichsweise sei gesagt, daß heute jährlich auf der ganzen Welt rund 20 Milliarden Tonnen Erze und Begleitgestein gefördert werden. Bei der Gewinnung einer solchen Menge allein für die Sonnenenergie (abgesehen vom Bedarf anderer Wirtschaftszweige), bei ihrer Aufbereitung, bei der Erzeugung des Endprodukts usw. würde die Umwelt stark mit giftigen Verbindungen verseucht werden.

Die Wissenschaft muß erst optimale Schemata für die Entwicklung der globalen Energiewirtschaft erstellen. Doch überzeugen uns die Erfahrungen mit der Bewirtschaftung von Atomkraftwerken davon, daß der Mensch mit der Natur harmonieren kann und muß.

...

Die jetzige Entwicklungsphase unserer Zivilisation ist kompliziert und verantwortungsvoll. Die globalen Probleme, vor die sich die Menschheit unwiderruflich gestellt sieht — die Probleme von Krieg und Frieden, diejenigen der Ökologie, der Energiewirtschaft und Ernährung — erinnern etwas an die vorgeschichtlichen Verhältnisse, unter denen unsere erst menschenähnlichen Vorfahren Menschen werden mußten, um nicht spurlos vom Erdboden zu verschwinden. Sie sind Menschen geworden und haben die Natur bezwungen. Wir müssen in fester Freundschaft mit der Natur Menschen bleiben. Genauer wäre es wohl zu sagen: Wir müssen neue Menschen mit wahrhaft menschlichem Denken und mit neuen, wahrhaft menschlichen Beziehungen zueinander und zu unserer Mutter, der Natur, werden. Das Leben selbst legt uns das nahe.

Noch nie zuvor wurde die Frage der sozialen Verantwortung der Massenmedien, der in Presse, Funk und Fernsehen theoretisch und praktisch Tätigen so scharf gestellt wie in unseren von der Sorge um das Schicksal der Menschheit erfüllten Tagen. Eine durch die wissenschaftlich-technische Revolution bedingte beispiellose Entwicklung in Umfang und Methoden der Nachrichtenvermittlung erhöhte den Einfluß des gesprochenen und gedruckten Wortes auf die öffentliche Meinung und letztlich auf den politischen und ökonomischen Werdegang einzelner Länder und Regionen, auf die internationalen Beziehungen insgesamt.

Unter den Organisationen, die Ziel und Stellenwert der Publizistik unter modernen Bedingungen erforschen, steht die Internationale Vereinigung für Erforschung der Massenmedien (IAMCR) an hervorragender Stelle. Zu Herbstanfang fand ihre 15. Generalversammlung in Delhi statt. Gleichzeitig nahm eine von der IAMCR einberufene internationale wissenschaftliche Konferenz in der indischen Hauptstadt ihre Tätigkeit auf. Ihre ca. 400 Teilnehmer waren Spezialisten auf dem Gebiet der Massenmedien aus über 40 Ländern aller Erdteile.

Hauptthema der Konferenz: "Kommunikationstechnologie, Entwicklung und dritte Welt". Somit war es möglich, viele grundlegende organisatorische und inhaltliche Aspekte der Informationsaktivität im nationalen und im Weltmaßstab zu behandeln. Diese Fragen wurden überwiegend vom Standpunkt der jungen Nationalstaaten aufgeworfen. Ihre führenden Politiker und ihre öffentliche Meinung sind ernstlich beunruhigt über die Aktivierung neokolonialistischer Tendenzen auf dem Gebiet der Massenmedien.

Ein doppelter Fragenkomplex wurde auf dem Treffen von Delhi vorrangig behandelt: Der Kampf gegen den Medienimperialismus und die konzeptionelle Erarbeitung einer neuen internationalen Informationsordnung. Die hohe Verantwortung des Publizisten im Kampf für Frieden und Abrüstung zog sich wie ein roter Faden durch die ganze Diskussion.

Die Konferenzteilnehmer machten die Dringlichkeit des Widerstands gegen den Medienimperialismus deutlich, der in die Entwicklungsländer vordringt und häufig Formen eines offenen psychologischen Krieges annimmt. Howard Frederick (USA) wies die Gefahr einer solchen ideologischen Diversion überzeugend am Beispiel der antisandinistischen Kampagne Washingtons nach. Die, wie er sagt, "elektronische Invasion", der "elektronische Ideenkrieg" fügt dem demokratischen Nikaragua nicht weniger Schaden zu als die bewaffneten Überfälle der Contras oder die von der Reagan-Regierung verhängte

Die Macht des Wortes

DIE SOZIALE VERANTWORTUNG DES JOURNALISTEN • DIE
 "ELEKTRONISCHE EINMISCHUNG" WASHINGTONS IN NIKARAGUA
 • NÜTZLICHE ERFAHRUNGEN INDIENS • GLEICHHEIT UND GERECHTIGKEIT
 GRUNDLAGE EINER NEUEN INFORMATIONSORDNUNG

Wirtschaftsblockade. Frederick bezeichnete die Tätigkeit der nordamerikanischen, honduranischen und kostarikanischen Funk- und Fernsehdiversanten als Verletzung des Völkerrechts und forderte, sie vor dem Internationalen Gerichtshof zur Verantwortung zu ziehen.

Shri Partasarathi, führender indischer Staatsmann und Politiker, nannte die Konferenz einen "Meilenstein im Prozeß der Demokratisierung und Entkolonialisierung der weltweiten Kommunikation". Die Wissenschaftler der asiatischen Länder, und natürlich des Gastgeberlandes selbst, hatten daran keinen geringen Anteil. In Indien entstand übrigens und arbeitet auch heute noch mit Erfolg eine ernstzunehmende Forschungsrichtung auf publizistischem Gebiet. Es spricht für sich selbst, wenn man auf einer mit der Konferenz gekoppelten Fachbuchausstellung Dutzende Bücher indischer Autoren in die Hand nehmen konnte und wenn in 50 Universitäten des Landes Lehrstühle für Publizistik bestehen.

Bleibt hinzuzufügen, daß viele theoretische Konzeptionen indischer Experten sich auch praktisch durchsetzen. Die

Zeichnung: N. Stscherbakow



Diskussionsbeiträge zeigten, daß es dieser asiatischen Großmacht gelungen ist, dem Druck von Informations- und Meinungsbildungsmonopolen des kapitalistischen Westens erfolgreich zu begegnen. Indische Bestrebungen, Unabhängigkeit in der Nachrichtenübermittlung und in der kulturellen Sphäre zu wahren, erwiesen sich als erfolgreich. Viele Diskussionsredner verwiesen darauf, daß die einzigartige Lösung dieser Probleme eine nützliche Erfahrung für andere Entwicklungsländer darstellt.

Der Mangel an materiellen und technischen Mitteln, die ein effektives Kommunikationssystem voraussetzt, ist der wichtigste Grund dafür, daß es den Staaten der dritten Welt nicht gelingt, Ungerechtigkeit und Unausgewogenheit im Informationsaustausch mit imperialistischen "Partnern" zu beseitigen. Ohne sich aus dieser neokolonialistischen Abhängigkeit zu befreien, sind die jungen Nationalstaaten nicht in der Lage, Presse, Funk und Fernsehen ihren Bedürfnissen anzupassen.

Die Redebeiträge vieler Teilnehmer liefen praktisch darauf hinaus, daß, um die Übermacht der transnationalen Kommunikationsriesen abzulösen, eine neue Informationsordnung geschaffen werden muß, die auf dem Axiom der Gleichheit und Gerechtigkeit beruht. Eine 1978 angenommene UNESCO-Deklaration ruft dazu auf und wird in den Ländern der dritten Welt allgemein gebilligt. Darin wird die ideologische Expansion der bürgerlichen Meinungsbildungsmonopole verurteilt und Wert gelegt auf die Beseitigung des Mißverhältnisses im Bereich des Informationsaustauschs und darauf, daß dieser präzise formulierten internationalen Normen unterworfen werden müsse.

Deutlicher als je zuvor wurde in Delhi darauf hingewiesen, daß technische und Routinefragen auf keinen Fall den Inhalt publizistischer Tätigkeit überschatten dürfen, deren vornehmste Pflicht darin besteht, moralische und soziale Wertvorstellungen, die den Ideen des Friedens, der Freiheit, der Unabhängigkeit und des kulturellen Selbstbewußtseins verpflichtet sind, im öffentlichen Bewußtsein zu verankern. Auf der Konferenz wurde mehrfach darauf hingewiesen, daß jetzt zwei Gefahren entstanden sind: hypnotisiert zu werden von den "unbegrenzten" Möglichkeiten

der neuen Kommunikationstechnik oder vor dem demoralisierenden Einfluß der bürgerlichen Massenmedien zurückzuweichen und die Finger ganz von moderner Technologie zu lassen.

Die Diskussionsteilnehmer, u. a. auch Shri Partasarathi, brachten dieses Dilemma zur Sprache und forderten dazu auf, neue Technik im Interesse der Entwicklungsländer "beherrschen zu lernen", d. h. unter Berücksichtigung ihrer sozialökonomischen Prioritäten und der nationalen Spezifika ihrer Kultur. Ein anderer Ansatz würde soziale Spannungen in sich bergen und diese Länder hindern, das kolonialistische Erbe zu beseitigen.

In diesem Zusammenhang muß man darauf hinweisen, daß es Indien in der Rekordzeit von zwei Jahren gelang, ein weitverzweigtes Netz von Fernsehstationen zu schaffen, die durch indische Nachrichtensatelliten untereinander verbunden sind. Die erste in technischer und materieller Hinsicht schwierige Aufgabe ist gelöst. Das ganze Land kann an Fernsehübertragungen teilnehmen. Jetzt geht es darum, das Fernsehen in den Regionalsprachen auszubauen. Eine ihrem Umfang und sozialökonomischen Ergebnis nach gigantische Aufgabe, deren Lösung nichtsdestoweniger dringend ansteht.

Von der prinzipiellen Bedeutung einer Wechselbeziehung zwischen technologischer Ausstattung der Informationsmedien und ihrem Inhalt zeugt die Tatsache, daß die oben ausgeführten Thesen bei vielen Konferenzteilnehmern Anklang fanden. Kwame Bofo (Ghana), Aggrey Brown (Jamaika), John Lent (USA), Zoltan Jakob (Ungarn) u. a. unterstützten sie.

Last, but not least: Die meisten Diskussionsredner hoben ab auf die Aufgaben der Massenmedien im Kampf gegen die Kriegsgefahr und für Abrüstung. In der Arbeitsgruppe für journalistische Berufsausbildung legte man großes Gewicht auf Fragen der Erziehung von Publizisten zur Friedensliebe, Völkerverständigung und Stärkung der internationalen Sicherheit.

Auf dem Symposium wurde eine Empfehlung zusammengestellt, nach der UNO- und UNESCO-Dokumente in die Lehrpläne der Publizistikinstitute aufzunehmen seien, die den Beitrag der Mitarbeiter von Presse, Funk und Fernsehen zu den hohen Idealen, die in der Satzung der Vereinten Nationen formuliert sind, festschreiben. Außerdem wandten sich die Symposiumsteilnehmer mit der Bitte an die UNESCO, ein Dokument für die Ausbildung von Publizisten im Sinne des Friedens und der Völkerverständigung auszuarbeiten.

Professor J. SASSURSKI
 NZ-Sonderkorrespondent

Delhi--Moskau

„Emmy“ für „Peter“



Ein modernes Kostüm mit Accessoires aus dem 17. oder 18. Jahrhundert zu schneiden, ist wahrscheinlich nicht gar zu schwer. Mitunter finden sich in der Kleidung unserer heutigen modebewußten Frauen Anklänge aus viel früheren Epochen. Aber ein Kostüm aus dem 18. Jh. ohne die kleinste Abweichung so zu schaffen, daß es seinen Träger präziser als eine Zeitmaschine in die Vergangenheit versetzt! Das ist schon ein Problem. Und ein Beruf. Unser Korrespondent Lew Jelín unterhält sich mit Eleonora MAKŁAKOWA, die in den USA für ihre Arbeit am Film „Peter der Große“ zur besten Kostümbildnerin des Jahres ernannt worden war. In produktionstechnischer Zusammenarbeit mit dem Moskauer Gorki-Filmstudio hatte NBC diesen Film gedreht. „Peter der Große“ wurde in den USA als beste Fernsehserie der Saison 1985-1986 bezeichnet.

Sowjetische und viele ausländische Zuschauer kennen den Film über Peter I., den der kürzlich verstorbene namhafte sowjetische Filmregisseur Sergej Gerassimow gedreht hat. Worin unterscheidet sich der „amerikanische“ vom „sowjetischen“ Peter?

Unser Kostümbildner-Team hatte seinerzeit auch für den Film von Gerassimow gearbeitet. Lawrence Schiller, der erste Regisseur des amerikanischen „Peter der Große“, hat diesen Film gesehen. Er gefiel ihm von der darstellerischen Seite her. Deshalb fragte er auch sofort bei unserem Filmstudio nach, ob man ihm nicht denselben Kostümbildner geben könnte. Somit sind in dieser Hinsicht beide Filme ähnlich. Sie müssen auch ähnlich sein. Aber was den Rest angeht...

„Peter der Große“ in 8 Serien zeichnet fast den ganzen Lebensweg Peters nach, vom 10jährigen Bengel bis zu seinem Tod. Das Drehbuch ist meiner Meinung nach kritikwürdig. Besonders für die Unterstellungen. Die Geschichte Peters ist schon so interessant genug, daß man nichts dazuerfinden muß, um den Zuschauer bei der Stange zu halten. Aber die Amerikaner haben dazuerfunden. Dem Drehbuch lag das auch nach Meinung sowjetischer Historiker mit viel Sachkenntnis geschriebene Buch von Robert Massie zugrunde, „Peter der Große: Leben und Welt“. Regisseur Schiller veränderte das Drehbuch jedoch dermaßen, daß zum Schluß nichts mehr davon übrigblieb. Mehrere historische Schlapereien, sogar grobe Fehler schlichen sich ein.

Es ist z. B. eine bekannte Tatsache, daß Katharina, die russische Zarin werden sollte, Ausländerin war. Russische Soldaten hatten sie während des Schwedenkrieges gefangen genommen. Bei Schiller sieht das so aus: Katharina wird nicht den Schweden, sondern während

Peters ersten Asowschen Feldzuges den Türken entrissen! Wozu? So wird es, wie der Regisseur meint, leinwandgerechter: die blonde, blauäugige westdeutsche Schauspielerin Hanna Schygulla, die die Katharina spielt, zwischen dunkelhäutigen Janitscharen! Krumsäbel, abgehackte Köpfe, Bauchtanz usw. Kurzum, NBC hat mit dem Stoff der Zeit Peters eine bessere Schmierenkomödie gedreht.

In der sowjetischen Presse wurde der Film für seinen mehr als freizügigen Umgang mit den historischen Fakten schon kritisiert. Aber vielleicht sind die Anhänger des Dokumentarischen und der Geschichtsschreibung unnötig streng!

Die Amerikaner haben sich ganz bewußt eine nicht allzu anspruchsvolle Aufgabe gestellt: Sie wollten eine halbwegs spannende Serie abkurbeln. Sie ist ziemlich grell ausgefallen, aber ein solcher Ansatz führt wohl auch zu verdrängten historischen Wahrheiten und vielen anderen Filmsünden. Wir und unnötig streng? Natürlich, Dumas z. B. hat seine Könige geschaffen, wie er sie brauchte. Das wurde noch nie als Todsünde angesehen... Aber um es nochmal zu sagen, die Geschichte Peters ist selbst außergewöhnlich interessant... Außerdem sind nicht alle Unkorrektheiten harmlos. Warum mußte man etwa Menschikow, Peters Gefährten aus seiner Jugendzeit, als Bandit und Mörder darstellen?

Wir haben zwar die Autoren kritisiert, wollen aber trotzdem versuchen herauszufinden, warum „Peter der Große“ letztendlich doch besser war, als eine „Schmierenkomödie“...

Den Film haben Professionals gedreht. Die Schauspielerbesetzung war sehr stark. NBC hat soviel Geld bereitgestellt, daß genau 11 Stars von Weltruf engagiert werden konnten. Man fand sie: Maximilian Schell, Lilli Palmer, Hanna

Schygulla, Vanessa Redgrave, Laurence Olivier, Jeremy Kemp, Ursula Andress... insgesamt 44 Schauspieler, 21 davon sowjetische. Hier nenne ich zuerst Natalja Andrejtschenko und Boris Plotnikow...

Angefangen hat, wie schon gesagt, Regisseur Schiller. Aber er paßte, glaube ich, aus finanziellen Erwägungen, NBC nicht in den Kram. Für Schiller kam Marvin Chomsky.

Die Maskenbildner stellte ein bemerkenswertes italienisches Team, oder schon eher der Rossi-Clan. Sie haben z. B. mit Fellini an „Casanova“ gearbeitet. Anfangs gab es einen englischen Kameramann. Er forderte, daß die Farbe in den Kostümen und Dekorationen „gedämpft“ wird. Aber dann ersetzte ihn der großartige italienische Kameramann Vittorio Stararo. Er filmt hauptsächlich in den USA und arbeitet mit Francis Coppola zusammen. Stararo kam spät und war überhaupt das erste Mal mit russischer Kultur konfrontiert. Er ging in der Tretjakowgalerie an. Morgens ging er hin, und abends hatte er schon sein Aufnahmekonzept. Stararo bat mich, sein „konstruktiver Verbündeter“, wie er es nannte, zu sein. Seine Idee war, die Farben zu Anfang, bei Peters Kindheit, maximal herauszukehren und sie bis zur letzten Serie praktisch gegen Null zu reduzieren. So lautete unsere Abmachung. Den Hauptpreis für den „Peter“ hätte meiner Meinung nach der Kameramann verdient.

Kameramann Stararo hat sich den Zeitgeist über die Tretjakowgalerie erarbeitet. Was verlangte man von Ihnen, der Kostümbildnerin!

Wie man sich in eine Zeit hineinlebt, hängt davon ab, wie gut man sie kennt. Mein Beruf setzt die Kenntnis des historischen Kostüms schlechthin voraus. Aber jedesmal bereite ich mich von neuem vor. Wäre nicht diesem Film der von Gerassimow vorausgegangen, hätte ich mindestens drei Monate gebraucht. Aber so wußte ich schon, wohin ich zu gehen hatte, was ich verwerten konnte. In der Sammlung des Historischen Museums, in der Moskauer Rüstkammer und in der Eremitage fand ich Material- und Schnittmuster. Ich habe alle abfotografiert. Natürlich kann man kein einziges erhaltenegebliebenes Kostüm bis ins Detail für die Aufnahmen wiederholen. Figuren und Proportionen haben sich verändert. Außerdem war Peter z. B. ein Riese, und alle drei Schauspieler, die ihn im Film darstellen, zeichneten sich nicht gerade durch hohen Wuchs aus...

20 Menschen arbeiteten an den Kostümen. Nach meinen etwa 500 Entwürfen nähten vier Künstlerinnen. Jede hatte ihr Spezialthema, die eine Bojaren

die andere Krieger usw. Jede machte fast 1000 Kostüme fertig! Jewgenija Tschewonskaja, Natalja Poljach und Jelena Medwedewa arbeiteten mit mir zusammen bei den Aufnahmen. Die Italienerin Sibylle Ulsamer blieb in Rom. Meine Entwürfe schickte man ihr zu. Die Kostüme wurden nicht nur in Moskau genäht, sondern auch in München und zu einem großen Teil in Rom.

Aber die Stoffe waren doch sicherlich nicht aus dem 18., sondern aus dem 20. Jahrhundert!

Die Stoffe waren haargenau diejenigen, die auch Peter und sein Hof bevorzugten. Wir kauften sie ebenfalls in Italien, denn einige dortige Firmen stellen noch heute solche Dekorationsstoffe her. Seide und Tuch für die europäischen Kostüme lieferte die westdeutsche Firma Fuchs aus Augsburg. Ich habe keinen einzigen Stoff imitiert!

Trotzdem ist es kaum zu glauben, daß verwöhnte Stars bereit waren, die wichtigen Kostüme jener Zeit zu tragen, ohne auf Veränderungen im Schnitt, in den Stoffen und Farben zu bestehen... Ist es nicht vorgekommen, daß Sie sich nach jemandes Äußerem richten mußten, daß Sie Geschmack und Launen einzelner Leute nachgeben mußten!

Im Prinzip hängt alles vom Genre

dreitschenko in der Rolle der Jewdokija, der ersten Frau Peters, mußte z. B. ein aus fünf Schichten geschneidertes Kleid und eine 30-Kilo-Krone tragen. Der gewichtige Zarengang war also nicht nur eine Frage der Erziehung, sondern hatte auch mit dem Gewicht der Kleidung zu tun... Zuerst hat Natascha zwar gelästert, aber dann trug sie die Krone sogar tagsüber im Hotel und gewöhnte sich an sie.

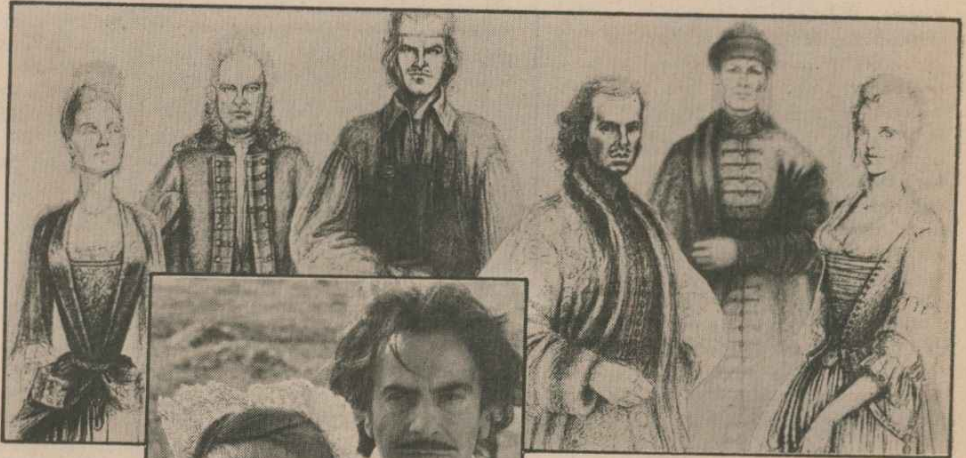
Vanessa Redgrave spielte die russische Zarin Sofia. Sie hatte sich schon vorher ihre Meinung über Sofia gebildet. Die stimmte nur mit dem historischen Vorbild wenig überein. Vor der ersten Anprobe in Italien hatte man mich gewarnt: Es gibt Probleme! Tatsache, ich stieß auf wortlosen Widerstand. Die Redgrave akzeptierte unsere Kostüme nicht. Sie konnte wählen: Entweder sie verabschiedet sich von der Rolle oder von der Kostümbildnerin... Ich gab Vanessa ein Buch von Rjabuschkin, einem russischen Künstler vom Anfang des Jahrhunderts, der Entwürfe aus der Zeit Peters angefertigt hatte. Sie blätterte zuerst darin herum. Dann war sie begeistert. Das Ergebnis war verblüffend. Vanessa Redgrave konnte sich von der neuen Sofia nicht mehr losreißen. Zu den Aufnahmen kam sie blaßgeschminkt,

Menschen zusammenzufassen, erwies sich als extrem schwierig. Ich zog immer dem nächsten das Kostüm des Vorgängers an, aber trotzdem waren sie sich nur von hinten ähnlich. Und das Wichtigste war die Zusammenstellung der Schauspieler. Jan Niklas aus der BRD spielte den jungen Peter. Ein begabter Schauspieler, bringt die ganze Gefühlswelt herüber. Echtes Erlebnistheater. Hätte er den erwachsenen Peter von Anfang bis Ende gespielt, — die Rolle hätte meiner Meinung nach stärker ausgesehen. Niklas aber war kein Star. Dafür war Maximilian Schell einer. Mit ihm konnte ich überhaupt nichts anfangen. Er konzentrierte sich ausschließlich auf seine Gesundheit. Es gelang mir auch nicht, Schell seines schwarzen Halstuches zu berauben, das er im Privatleben trägt. In allen Winterzeiten mummt er sich dermaßen ein, daß er sich mehr in einen Wurzelsepp verwandelte. Wir bekamen ihn auch nicht gestreckt, damit er wenigstens entfernt an Peter erinnerte.

Die Bedingungen waren allerdings sehr hart. Bei Susdal erreichten die Wintertemperaturen minus 40 Grad...

Natürlich war es schwer. In erster Linie für den Teil unseres Teams, der die Requisiten vorzubereiten hatte, und in einer Nacht alle Kostüme waschen und

Filmszene: Peter (Maximilian Schell) und Katharina (Hanna Schygulla). Die Kostümentwürfe für Peter, Sofia, Katharina, Gordon usw. stammen von Eleonora Maklakowa.



ab. Handelt es sich um ein Musical, eine Operette oder ein grenzenlos ulkiges Lustspiel, setzt man Stilisierung voraus. Wir legen eine Silhouette der Epoche zugrunde, und dann schneiden wir dem Schauspieler die passende Rolle auf den Leib. Aber wenn jemand anfängt, in einem historischen Film von Stilisierung zu erzählen, versteckt er dahinter meistens seine Unkenntnis. Wir haben uns bemüht, in "Peter der Große" die darstellerische Seite tadellos auszuführen.

Bisweilen kam es am Drehort zu regelrechten Scharmützeln. Beispielsweise, als die Amerikaner sich mit Schapkas auf dem Kopf bekreuzigende Russen drehten! Sie mußten nochmal drehen... Was die Stars angeht, hatten sie es natürlich nicht leicht. Natalja An-

mit grellrot gemalten Wangen und tiefschwarzen Lidschatten...

Mit den Männern dürften Sie entsprechend weniger Ärger gehabt haben...

Sagen Sie das nicht! Den Peter spielten drei erwachsene Schauspieler und ein Junge. Sie zu einem einzigen

bügeln mußte... Auch die Massenszenen waren kompliziert. Ich habe mich sogar auf eine kleine Mogelei eingelassen, als ich die Reiterei spielenden Jungen Filzstiefel anziehen ließ. Filzstiefel kamen aber erst im 19. Jahrhundert auf. Trotzdem, ein echter Schauspieler denkt zu allererst an seine Rolle.

Vanessa Redgrave etwa sollte in Nonnenkleidung aufgenommen werden. Eine lange, schlanke, schwarze Figur mit hoher Nonnenhaube vor weißen Klostermauern. Unglaublich schön. Das Ganze in Susdal bei minus 40 Grad. Alle ziehen sich was Warmes unter und gehen in die Breite. Vanessa wußte, daß sie damit ungünstig wirken mußte. Und so schritt sie langsam und gravitatisch einher, nur in der Kutte, sogar ohne Handschuhe!

Besteht in der UdSSR auch das Rauschgiftproblem? Bei uns in Schottland hat es sich zu einer wahren Katastrophe ausgewachsen. Die Behörden versuchen, es mit allerlei Maßnahmen zu bekämpfen, diese wirken aber kaum. Was tut man bei Ihnen gegen die Ausbreitung dieses schrecklichen Übels!

Catherine KELLY
Edinburgh, Großbritannien



Es diskutiert
Prof. Nikolai IWANEZ
Vorsitzender
der Problemkommission
"Klinik, Diagnostik
und Behandlung
des Alkoholismus, der Gift-
und Rauschgiftsucht"
bei der AdW der UdSSR

Die Rauschgiftsucht ist tatsächlich ein schreckliches, ein soziales Übel, das auch uns nicht verschont hat. Als Arzt weiß ich, wie verheerend sie sich auf die Gesundheit auswirkt. Sie führt nicht nur zu frühen organischen Störungen, sondern auch zum völligen Verfall der Persönlichkeit. Wenn es schon nicht immer leichtfällt, Alkoholiker zu kurieren, so fällt es bei Rauschgiftsüchtigen noch viel schwerer. Deshalb muß man der Krankheit vorbeugen und alle Kanäle sperren, durch die Rauschgift verbreitet wird. Auch muß man eine wohlüberlegte Aufklärungsarbeit leisten, um die Notwendigkeit der Bekämpfung dieses Übels zu propagieren. Das alles ist nicht leicht. Bei uns ist das Problem allerdings nicht so akut wie z. B. in einer Reihe kapitalistischer Länder, und das erklärt sich mit unseren allgemeinen sozialen und wirtschaftlichen Ver-

hältnissen wie auch mit speziellen Maßnahmen unserer Regierung.

In der UdSSR herrscht keine Arbeitslosigkeit. Das wirtschaftliche und kulturelle Niveau des Volkes wird unentwegt gehoben, und soziale Erscheinungen wie die Prostitution, das Betteln und Vagabundieren gibt es überhaupt nicht mehr. Das ist der Verbreitung der Rauschgifte und der Sucht hinderlich. Probleme haben wir aber auch.

Das Hauptproblem ist zur Zeit der Mißbrauch mit schwarz hergestellten Präparaten aus wildwachsenden oder für die Volkswirtschaft angebauten Hanf- und Mohnsorten. In einigen Regionen unseres Landes gibt es viel wildwachsenden Hanf, den jeder ernten kann. Das benutzen Leute, die sich am Weiterverkauf der Pflanzen bereichern wollen. Der Kampf gegen diese Art Verbrecher wird nicht heimlich geführt, darüber wird ausführlich in unserer Presse berichtet.

Wie ich schon sagte, gibt es bei uns Leute, die aus Gewinnsucht zur Rauschgiftverbreitung beitragen. Uns ist auch bekannt, daß wir nur dank unserer aufmerksamen Grenzer instande sind, das Einschmuggeln des Gifts zu unterbinden. Wir lassen die Angelegenheit nie aus dem Auge.

Wie bekämpfen wir sie? Vor allem durch Vorbeugung. Was will ich damit sagen? Das Gesundheitsministerium schränkt das Sortiment der narkotischen Medikamente ein und sorgt für eine strikte Kontrolle über Präparate, die eine krankhafte Gewöhnung verursachen. Bei uns werden nur 9 narkotische Medikamente hergestellt, und sie werden in der Arztpraxis verwendet.

Alle unter internationale Kontrolle gestellten Präparate stehen bei uns auf den betreffenden Listen, auch für

DISKUSSION MIT DEM LESER

sie gelten die einschlägigen Gesetze. Ich möchte hervorheben, daß narkotische Präparate ausschließlich in staatlichen Betrieben hergestellt werden und daß für die Menge ausschließlich der medizinische und wissenschaftliche Bedarf bestimmend ist.

Zweitens gehen die Gesetzeshüter ganz entschieden gegen die Rauschgiftverbreitung vor. Bei uns ist der Anbau von Hanf- und Mohnsorten, aus denen Rauschgifte gewonnen werden können, verboten. (Letztthin allerdings werden Verstöße gegen dieses Verbot aufgedeckt.) Bei uns ist die Herstellung von Heroin verboten.

Nach sowjetischem Gesetz werden Verstöße gegen die Bestimmungen, wie es Rauschgifte aufzubewahren, in Evidenz zu halten und abzugeben sind, streng bestraft. Ebenso die gesetzwidrige Herstellung, der Kauf, Verkauf und Anbau Rauschgift enthaltender Pflanzen. Die Gesetze der sowjetischen Unionsrepubliken enthalten schwere Strafen für die Gewöhnung gesunder Menschen an Rauschgifte, besonders, wenn es sich um Minderjährige handelt.

Die Krankenhäuser sind verpflichtet, den Suchtfürsorgestellen im Wohnrevier eines erstmalig in der Sprechstunde erschienenen Süchtigen diese Tatsache zu melden. Dort wird er ins Register eingetragen und tut man alles, damit er sich schon im Frühstadium behandeln läßt. Ich möchte hinzufügen, daß es in der UdSSR schon lange verboten ist, Süchtigen den "rettende Schuß" zu verabfolgen.

Das alles hat zweifellos ansehnliche Resultate, es bleibt aber noch viel zu tun übrig.

Auch beunruhigt es uns, daß international noch nicht energisch genug gegen den Rauschgiftmißbrauch durchgegriffen wird. Wir sind uns darüber klar, daß das Übel mit vereinten Kräften bekämpft werden muß und daß nationale und internationale Maßnahmen dagegen Hand in Hand zu gehen haben.

Anschrift: 103782, GSP, Moskau K-6, Puschkinskaja pl.

Telefon: 229-88-72, 209-07-67

Verlag der Zeitung "Trud" * Erscheint in russischer, deutscher, englischer, französischer, spanischer, portugiesischer, italienischer, polnischer und tschechischer Sprache * Gedruckt in der Druckerei "Moskowskaja prawda"



Ein Chor aus Boston in der UdSSR

In der Presse wird Boston oft die Heimat der Hockeymannschaft Boston Bruins genannt. Historiker kennen es als Schauplatz der Bostoner Teeparty — dort begann der „Teekrieg“ der amerikanischen Kolonisten gegen England. Boston hat aber auch das beste Kunstmuseum der USA, in dem die Volkstraditionen sorgsam bewahrt werden und wo man sich für die Kultur anderer Völker interes-

sier.

In Boston wurde 1984 der Volksliederchor „Für ein neues Lied“ eigens für eine Reise in die UdSSR gegründet. Im selben Jahr besuchte er Jaroslawl, eine Heimstätte der russischen Nationalkultur und des dortigen Volkschors. Der damals begonnene Austausch von Liedernoten und -texten wurde per Post fortgesetzt. Und nun ein neues Treffen. Im Juli 1986 besuchte der Bosto-

ner Chor abermals Jaroslawl. Ihm zu Ehren wurde ein Fest mit der Devise „Ich glaube an die Zukunft“ veranstaltet: an eine Zukunft ohne Kriege und Kernexplosionen, an eine Zukunft, in der Unterschiede der Gesellschaftsordnung dem Kulturaustausch unter den Völkern nicht hinderlich sein werden.

Seitdem die Spitzenpolitiker der UdSSR und der USA 1985 das Genfer Abkommen über Kontakte und Austausch unterzeichneten, hat die UdSSR schon viele Künstler und Kulturschaffende aus den USA als Gäste empfangen. Zu der guten, friedlichen Zukunft gehört das Jaroslawler Fest, bei dem Sänger aus beiden Ländern zusammen im Chor sangen.

● Der Kybernetik-ingenieur aus Jaroslawl Andrej Flegontow hat das Sängerfest gefilmt. Helden seines Films sind die amerikanischen Schulmädchen Maria Steinmann und Alison Foote

● Der Bostoner Student John Layton in einem russischen Volksreigen

Fotos: TASS



FOTO- UND ZEICHEN-
WETTBEWERB

„JAHR
DES FRIEDENS“



Fotos von:
Julio
GONZALEZ
ROMEU
(Kuba)



Ein gutes
Erntejahr



Morgen auf
einer Plantage